

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“ erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 3 Mark, monatlich 1 Mark, wöchentlich 25 Pf. Einzelne Nummern 5 Pf. Postabonnement pro Quartal 3 Mark. (Eingetragen im VIII. Nachtrage der Postzeitungspreisliste unter Nr. 719a.)

Insertionsgebühr
beträgt für die 3 gespaltene Zeilen oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaux, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion und Expedition Berlin SW., Zimmerstraße 44.

Abonnements-Einladung.

Für den Monat September eröffnen wir ein neues Abonnement auf das

„Berliner Volksblatt.“

Frei ins Haus kostet dasselbe 1 Mark, Bestellungen werden von sämtlichen Zeitungs-Expeditoren, sowie in der Expedition, Zimmerstraße 44, angenommen.

Für Außerhalb nehmen alle Postanstalten Abonnements für den Monat September gegen Zahlung von 1 Mark entgegen.

Den neuen Abonnenten wird der bisher erschienene Theil des fesselnden und interessanten Romans

„Das Kind des Proletariers“

aus der Feder von U. Rosen — soweit der Vorrath reicht — gegen Vorzeigung der Abonnementsquittung in der Expedition Zimmerstraße 44 gratis verabfolgt.

Deutsch-französisches Bündniß.

Wir haben schon mehrfach in diesem Blatte erklärt, daß ein deutsch-französisches Bündniß die Bürgschaft des europäischen Friedens in sich trage, daß Deutschland und Frankreich keine ober oder doch nur geringe widerstreitende Interessen hätten, d. h. daß ihre Konkurrenz in der Produktion und dem Handel keine sehr große sei, daß also die wirtschaftlichen Verhältnisse der beiden Länder kein Hinderniß eines Bündnisses wären.

Nun kommt die erfreuliche Nachricht, daß, wenn auch von einem Bündniß nicht die Rede ist, doch die Regierungen beider Nationen sich gegenseitig Freundschaften bezeigen. So schreibt die „Kölnische Zeitung“:

„Wir Deutsche haben zur Zeit keinerlei Anlaß für die Sicherheit unserer in China befindlichen Staatsangehörigen zu bangen. Unsere Marinestation dort ist bestens besetzt und in gewichtigsten Händen. Zudem hat die deutsche Reichsregierung in Voraussicht der Dinge, die da kommen würden, bereits im vorigen Jahre mit der französischen Regierung ein Abkommen dahin getroffen, daß die französische Macht bei kriegerischen Verwicklungen in China da, wo keine deutschen Schiffe zur Hand sind, die deutschen Interessen den französischen gleich wahren und schützen wird.“

Diese Freundschaft der Franzosen den Deutschen gegenüber ist doch mehr als Höflichkeit — dieselbe mag ja im

Interesse der französischen Regierung liegen, das hindert nicht, daß beide Nationen dadurch einander näher gebracht werden.

Daß diese Abmachung übrigens schon seit Jahresfrist geschehen ist, giebt derselben noch eine höhere Bedeutung.

Wir sagten, daß die wirtschaftlichen Interessen Frankreichs und Deutschlands nicht kollidiren; leider kann dies von den sogenannten politischen Interessen nicht gesagt werden.

Die ewigen Grenzstreitigkeiten haben bei den macht-habenden Parteien und Gewalten eine gegenseitige Erbitterung hervorgerufen, die sich auch in den Zeiten tiefsten Friedens in großem gegenseitigen Mißtrauen kundgiebt. Sagt doch in Bezug auf obige Mittheilung ein französisches Blatt: „Deutschland schmeichelt uns — Frankreich halte sich reservirt.“

Die jedesmalige Regierung in beiden Ländern übernimmt die Tradition der früheren, und außerdem erinnert die Annexion von Elsaß-Lothringen die Franzosen immerwährend und peinlich an ihre Niederlage. Und dieser „Stein des Anstoßes“ wird vermuthlich noch auf lange Zeit neben vielen anderen „nationalen“ und afterpatriotischen Eigenthümlichkeiten in beiden Ländern ein ehrliches, dauerndes Bündniß verhindern.

Deshalb kann man vorläufig schon zufrieden sein, wenn durch gegenseitige Freundschaft wenigstens der Frieden auf längere Zeit erhalten bleibt.

Es ist nun leider so, daß die Regierungen in allen Militärstaaten — und Militärstaaten sind mehr oder weniger die europäischen Großstaaten — gerade durch das Großwüchsen des Militarismus ab und zu auf einen „frischen, fröhlichen Krieg“ angewiesen sind. Deshalb hatte auch das sogenannte „Dreiländerbündniß“ niemals langen Bestand. Es wird vielleicht in einigen Tagen wieder erneuert werden, doch sind die politischen und wirtschaftlichen Interessen Russlands und Oesterreichs so heterogen, daß die „Freundschaft“ zwischen diesen beiden Reichen nur eine äußerliche, künstlich aufrecht erhaltene und es nur eine Frage der Zeit ist, daß ungarische Husaren mit russischen Kosaken handgemein werden.

Europa starrt in Waffen — und Waffen sind zum Kriegführen da; Gelegenheit aber zum Streit kann leicht gefunden werden. So lange nun der „bewaffnete Friede“ aufrecht erhalten bleibt, so lange ist kein Bündniß zwischen einzelnen Mächten dauernd — und so halten wir auch leider ein deutsch-französisches Bündniß vorläufig für unmöglich.

Leider, ja leider! Ein solches Bündniß wäre auch gar zu herrlich, als daß es zu Stande kommen könnte. Die freikonservative „Post“, die zuweilen und in dieser

Frage schon mehrfach recht vernünftige Anwandlungen hat, schreibt über die Möglichkeit einer Allianz zwischen Frankreich und Deutschland folgendes:

„Es wäre die Blüthe der europäischen Gesittung, wenn die gebildeten Nationen des Festlandes jeden Krieg unter einander für einen Bruderkrieg erkennen würden, wenn sie ihre getheilten, aber sich unterstützenden, Anstrengungen auf die Kultivirung der ungeheuren Ländergebiete richten könnten, die auf unserer Erde noch der Barbarei oder gar dem Wüstenzustand verfallen sind. Unsere Zeit hat so viele fern oder unmöglich geglaubte Ziele in die Nähe ihres Blickes kommen sehen, daß uns Lebenden vielleicht noch beschieden ist, auch das eben genannte Ziel in einer ungeahnten wohlthätigen Nähe zu sehen.“

Wenn dieser wahrhaft edle Ausschrei des konservativen Blattes auch unter der Herrschaft des Kolonialfiebers entstanden sein mag, so sind wir doch vollständig mit demselben einverstanden und fügen nur noch hinzu, daß neben der Kultur, die entfernteren Ländern gebracht, auch die Kultur im Innern, deren alle „gebildeten Nationen des Festlandes“ noch dringend bedürftig sind, dann endlich, wenn Frieden und Freundschaft die Nationen verbindet, in reichlichem Maße gehegt und gepflegt werden könnte.

Aber durch bloße Freundschaften zwischen den Regierungen wird ein solcher Zustand nicht hervorgerufen; auch wenn die gebildeten Nationen des Festlandes jeden Krieg unter einander als Bruderkrieg erkennen, werden diese „Bruderkriege“ doch nicht eher aufhören, bis die Nationen zugleich ihre Kriegsrüstung, ihre Waffen niederlegen — dann erst kann gegenseitiges Vertrauen erweckt, dann erst können ehrliche Freundschaftsbündnisse geschlossen werden.

Kolonieen und Reichstag.

Ganz am Schlusse der letzten Session wurde unversehens die Kolonialfrage in den deutschen Reichstag hineingeschleudert, und eine längere Debatte veranstaltet, welche sich dadurch auszeichnete, daß sämtliche Redner ohne Ausnahme lediglich Wahltreden hielten, und daß folglich, da es sich blos um rhetorisch-agitatorische Effekte handelte, der Kern der Frage vollkommen unberührt und Alles schließlich hübsch in der Schwebe blieb.

Ein Beschluß wurde nicht gefaßt, und das Publikum war nach der Debatte genau so klug wie zuvor — namentlich auch in Bezug auf die An- und Abwägen der Reichsregierung. Denn Fürst Bismarck hatte zwar zwei sehr lange Reden gehalten und in diesen zwei sehr langen Reden auch sehr viel

Francesca lachte fröhlich auf. „Wer hat Dir diesen Unfinn in den Kopf gesetzt?“

„Die Eifersucht“, erwiderte Rupert schnell. „Du scheinst nicht sehr entsetzt, mich wieder zu sehen, Francesca.“

Das Mädchen ging schweigend weiter.

„Wohnt Ihr in dieser Gegend?“ fragte Rupert. „Ich werde Dich nach Hause begleiten, darf ich?“

Francesca gab wieder keine Antwort, aber ihre Stirn zog sich in Falten, und ihre Wangen bedeckten sich mit leisem Roth. An der nächsten Straßenecke blieb sie stehen.

„Wohnt Ihr im Bethnal-Distrikt, Francesca?“

„Ja“, erwiderte Francesca kleinlaut.

„Ah! Auch ich wohne seit mehr als einem Jahre hier. Und wie merkwürdig, daß wir uns niemals begegnet sind!“

„Du wohnst hier, Rupert?“ fragte Francesca in höchstem Erstaunen, und weiter schreitend musterte sie prüfend seinen Anzug. Er war sehr sauber und anständig gekleidet, aber seine Stiefel waren gestickt, er trug keine Handschuhe und sein Ueberzieher sah aus, als wäre er schon vor mehreren Jahren gekauft worden. „Ich glaubte, Du wärest in Bide“, fuhr sie fort.

„Lady Bide ist gestorben“, sagte Rupert traurig.

„Ja, das habe ich in der Zeitung gelesen, aber warst Du nicht ihr Erbe?“

„Das sagte sie mir wenigstens noch kurz vor ihrem Tode, aber ihr Testament konnte nicht aufgefunden werden, es ist verschwunden, niemand vermag sich zu erklären, auf welche Weise, und so verließ ich das Schloß mit fünfzig Pfund in der Tasche und mit meinem Reisefloher und meinen Kleidern.“

„Ich bin jetzt Korrespondent in einem Großhandlungshause. Die Stelle ist nicht schlecht, aber es ist eine ziemlich unangenehme und ermüdende Beschäftigung. Meine Wohnung ist dort drüben in Harestreet. Nun, schämst Du Dich noch mit mir zu gehen?“

„Wer wohnen in Bird-Ragestreet“, sagte Francesca herzlich. „D. Mama wird sich sehr freuen, Dich wieder zu sehen. Du mußt zum Thee bei uns bleiben, wenn es Dir nicht zu ärmlich bei uns ist, denn wir verdienen unsern Lebensunterhalt durch allerlei Handarbeiten, größtentheils durch Sticken und Stricken, und das Paket, das Du unter Deinem Arm trägst, enthält ein Kunstwerk von mir, lieber Rupert.“

„Willy Wrigley würde in Thränen zerfließen sein, wenn sie Francesca gesehen und gehört hätte, und auch Rupert“

süßte sich ins Herz getroffen.

Feuilleton.

Das Kind des Proletariers.

Sensationsroman von U. Rosen.

(Fortsetzung)

Frau Betigrew kam bei hereinrückendem Abend in ihrer Güte an. Sie fleg mit einer angesäuerten Kerze auf einen Stuhl, nahm den losen Liegestein über dem Kamin heraus und steckte die Hand in die Oefnung. Sie war leer! Wirklich leer! Die Hoffnung ihres Lebens war ihr geraubt worden. Mit einem wilden Schrei warf sie sich zu Boden.

23. Kapitel.

Mit den nebelgrauen düsteren Novembertagen begannen Ruperts Hoffnungen, Francesca wieder zu finden, mehr und mehr hinzuwanken. Sein Muth sank, das fremdartige neue Leben der Einsamkeit und unausgesetzter Arbeit, die wechsellose Treitmühle seiner täglichen Beschäftigung bedrückte sein Gemüth. Wenn er die kühne Entschlossenheit, die Ausdauer und Beharrlichkeit des vorstorbenden Sir Gilbert, seines Vaters und Nura Barths besah, die ihn zu fördern vermochten, hatte die Natur ihm auch die krankhafte Empfindlichkeit seiner Mutter, der Lady Barth verliehen.

Er war sehr schwermüthig, als er eines Nachmittags früher als gewöhnlich das Komptoir verließ, um einen Auftrag bei einem italienischen Schiffskapitän zu besorgen. In trübe Gedanken versunken kehrte er durch Bishopsgatestreet nach Hause zurück, als seine Aufmerksamkeit sich auf eine junge Dame lenkte, die mit schnellen Schritten vor ihm herging. Ein Blick in ihrer vornehmen Haltung und manches Widerspruchsvolle in ihrer Erscheinung zog seinen Blick an. Sie bewegte sich wie eine Königin durch die Menge, aber sie hielt ein ziemlich großes Paket in der Hand. Ihr schwarzes Seidenkleid war alt und abgetragen, während ihr Shawlthuch sehr losbar schien, ihre Handschuhe waren von Baumwolle aber der Schleier, der ihr Gesicht verhüllte, und dessen Enden am Hinterkopfe zusammengeflochten waren, zeigte ein feines Spitzenwebere. Sie blieb vor einer Blumenhändlerin stehen, die ihr ihre Waare anbot.

„Die Tuberosen kosten nur zwei Pence, Fräulein. Es ist schon spät, bitte kaufen Sie die Blumen.“

Das junge Mädchen zögerte einen Augenblick, dann kaufte sie den kleinen Strauß.

Rupert seufzte. Er dachte daran, wie sehr Francesca diese Blumen geliebt hatte.

Die Unbekannte ging weiter, und Rupert folgte ihr in müßiger Neugier, die Hügel der Fremden zu sehen. Sie betrat eine Lappierwaarenengeschäft, und Rupert, der durch's Fenster blickte, da sie ihm noch immer den Rücken zuwendete, bemerkte wie sie ihr Paket öffnete und dessen Inhalt einem Ladendienter überreichte. Die Geschäftsführerin kam herbei, zahlte dem Mädchen etwas Geld aus und breitete ein großes Stück Rancoas aus, über das sich eine längere Unterredung zu entspinnen schien. Die Fremde trug endlich die angefangene Stiderei näher zum Fenster und schlug ihren Schleier zurück. Rupert sah Francesca ins Gesicht. Laumelnd vor Freude trat er bei Seite und wartete mit zitternder Ungeduld, bis sie den Laden verließ. Er folgte ihr aufs Neue und erst als sie in einer wenig belebten Straße angekommen waren, näherte er sich ihr.

„Francesca! O Francesca, warte! Ich suche schon so lange nach Dir!“

„O Rupert!“ rief Francesca, ihm erstreut die Hand entgegenstreckend.

„Wie konntet Ihr Euch so verbergen, Francesca? Ich suche schon seit Jahren nach Dir.“

Er wollte ihr das Paket abnehmen, das sie aus dem Laden gebracht hatte.

„Nein, nein“, wehrte Francesca ab, ich bin jetzt daran gewöhnt, Pakete zu tragen.“

„Und ich nicht minder“, sagte Rupert, es ihr entwindend.

„Und wie befindet sich Deine Mama?“

„Sie ist wohl“, erwiderte Francesca, aber ihre Heiterkeit war plötzlich verschwunden.

„Und wird sie sich nicht freuen, mich so unvermuthet wiederzusehen?“

Francesca antwortete nicht. Diese beiden so stolzen Frauen hatten sich und ihre Armut so lange verborgen.

Einem ehemaligen Freunde wieder zu begegnen mußte schmerzhaft für sie sein. Rupert wurde besorgt und unruhig.

Francescas erster Blick, ihr erster Ausdruck hatten Freude verrathen, aber jetzt war sie schweigsam und eher betrübt als froh.

Hätte sie ihn in diesen Jahren vergessen, oder gar ein neues Band geknüpft, liebte sie vielleicht einen Anderen, oder war sie gar —

„Francesca“, rief er verzweiflungsvoll, „bist Du etwa verheiratet?“

gesagt, aber er hatte sich sorgfältig gehütet, ein bestimmtes Programm aufzustellen und durch seine akademischen Ausführungen und unakademischen Bierabend-Blaudereien die herrschende Ungewissheit und Unklarheit eher vermehrt als vermindert.

Jedenfalls hatte er seinen Zweck, Stimmung für die Kolonialpolitik zu machen und eine gute Wahlparole zu gewinnen, nicht erreicht.

Der Reichstag wurde nicht aufgelöst — was sicher geschehen wäre, wenn die Reden des Fürsten Bismarck einen besseren Erfolg gehabt hätten; und es begann nach dem Sessionsabschluss jene Agitationskampagne für Kolonialgründungen welche noch im frischen Gedächtnis ist. Wer gegen die „Kolonialpolitik“ war, wurde der Reichsfeindschaft angeklagt; in den Kolonien lag die Zukunft Deutschlands, und die deutsch-freimüthige Partei, welche Deutschland seiner glänzenden Zukunft berauben wollte, wurde in Acht und Bann gethan.

Da kamen die schlimmen Nachrichten über Angra Pequena, die Wertlosigkeit dieses Sandhaufens und die Unannehmlichkeiten, in welche er uns verwickelt. Und da die Opposition nun auf einmal in so drastischer Weise durch die Thatfache Recht bekam, so ließ der wilde Seechauvinismus unserer Kolonialpatrioten plötzlich nach.

Es war eine Pause im Sturm. Jetzt, da nun plötzlich von allen Seiten die Nachricht von neuen Kolonialwerbungen eintrifft, wo es förmlich Kolonien regnet, da ist auch der phänomenale Eifer der Seechauvinisten wieder erwacht.

Wir wollen uns nicht in eine Erörterung der Kolonialpolitik einlassen. Was wir darüber denken, ist unsern Lesern bekannt. Wer da glaubt, daß der Ueberbevölkerung und Ueberproduktion durch Gründung von Kolonien abgeholfen werden könne, beurtheilt die Sachlage vollkommen unrichtig. Von einer absoluten Ueberbevölkerung und Ueberproduktion kann ohnehin nicht die Rede sein; Deutschland könnte, bei gefundenen wirtschaftlichen Verhältnissen, seine ganze Bevölkerung und noch weit mehr, vortrefflich ernähren, und alle seine Produkte und noch weit mehr, mit Erfolg zu Markte bringen; das Schlimme ist, daß eben die wirtschaftlichen Verhältnisse ungesund sind.

Diese ungesunden wirtschaftlichen Verhältnisse werden jedoch nie und nimmermehr durch Kolonien geheilt, oder auch nur wesentlich gebessert. Wäre dem so, dann müßte ja England ein wahres Paradies sein und alle sozialen Leiden längst überwunden haben — befißt es doch ein Kolonialreich, das etwa ein Duzend Mal so viel Einwohner und hundert Mal so viel Flächenraum hat wie ganz Deutschland. Und doch weiß Jedermann, daß England gerade dasjenige Land ist, in welchem die größte Kluft besteht zwischen Armuth und Reichthum, wo der Mittelstand, dem unsere deutsche Kolonialpolitik hauptsächlich zu Gute kommen soll, fast vollständig verschwunden ist und die Proletarisierung der Massen am weitesten vorgeschritten ist.

Und die neuen deutschen Kolonien sind nicht einmal danach angehan, unserer überschüssigen Bevölkerung annähernd den Abfluß zu bieten, wie dies bei den meisten englischen Kolonien der Fall ist. Was die Wälder und Waldwälder des „dunklen Kontinents“ an Baaren verbrauchen können, ist äußerst geringfügig — gar nicht zu vergleichen mit dem Absatz-Mehr, welches durch eine Durchschnittserhöhung des Arbeitslohnes um zehn Pfennige den Tag in Deutschland selbst erzielt werden kann!

Oder glaubt man wohl, die deutsche Auswanderung liege sich nach Afrika dirigieren? Das wäre doch eine thörichte Meinung. Die „deutsche Flotte“, mit der so viel Aufhebens gemacht wird, hat für die Menge der deutschen Auswanderer keinen Reiz. Es klingt das zwar sehr unangenehm, aber es ist leider wahr. Die wirtschaftlichen Verhältnisse, welche diese Flotte „deckt“, sind es ja gerade, die in der Regel den Auswanderer aus Deutschland hinaustrreiben. Er sucht ein Kulturland, wo er sich unbehindert bewegen und ein besseres Dasein führen kann. In einer deutsch-afrikanischen Kolonie würde er weder das Eine noch das Andere finden.

Was immer man übrigens von der gegenwärtigen Kolonialpolitik denken mag, so viel steht fest, die Annerkennung an der afrikanischen Küste sind ein Sprung ins Dunkle, und werden wir dabei auch nicht den Hals brechen, inwiefern wir theils auf lose Sandhaufen, theils in schiffigen Korallen fallen — also immer wech — so wird der Sprung uns doch gewiß einige Kosten verursachen.

Die Kolonialpolitik wird aller Voraussicht nach uns schwere Verwicklungen bringen, und vielleicht uns recht theuer zu stehen kommen. Jedenfalls sind die Interessen des deutschen Volkes engagiert.

Darüber das deutsche Volk in einer Angelegenheit, die es so nahe berührt und die von solcher Tragweite ist, nicht ein Recht zu verlangen, daß es befragt

werde? — so fragt die „Hamburger Bürgerzeitung“, der wir im Wesentlichen vorstehenden Artikel entnehmen.

Als es sich, so fährt das genannte Blatt fort, vorigen Spätsommer um den spanischen Handelsvertrag handelte, wurde der Reichstag, wie sich's gebührte, zu einer außerordentlichen Session berufen.

Unseres Erachtens legen die jüngsten Vorgänge an der afrikanischen Küste, die von ungleich größerer Tragweite sind als der spanische Handelsvertrag, der Reichsregierung die Pflicht auf, den deutschen Reichstag schleunigst zu einer außerordentlichen Session zu berufen, damit das deutsche Volk Gelegenheit hat, sich in der Person seiner Vertreter über die neueste Kolonialpolitik des deutschen Reichs auszusprechen.

Politische Uebersicht.

Eine merkwürdige Notiz wandert seit geraumer Zeit unbeanstandet durch die deutsche Presse. Da heißt es, „daß eine englische Arbeiterdelegation den heroorragendsten Industriezentren Deutschlands, Oesterreichs und Frankreichs einen Besuch abzustatten gedenke, um sich über die Lage der Rübenzuckerindustrie in den genannten Ländern, sowie über die verschiedenen Ansichten, betreffend das Zuckerbesteuerungssystem, zu informiren. Es scheint, daß man in England auf diese Enquete großen Werth legt, da die Delegation mit Empfehlungen an die bedeutendsten in dieser Sache interessirten wirtschaftspolitischen Autoritäten, sowie an die Syndikatskammern und ähnliche Körperschaften ausgestattet werden sollen. Ja, einige Londoner Blätter wollen sogar wissen, der Delegation sei eine Audienz beim Fürsten Bismarck in Aussicht gestellt worden, auf dessen Urtheil man ganz besonders gespannt sei.“ Auch wir sind gespannt, aber nur darauf, als was diese famose Arbeiterdelegation sich schließlich entfallen wird. Daran kann doch Niemand im Ernst glauben, daß wirkliche englische Arbeiter Zeit und Geld genug übrig haben, um eine lothspielige Reise durch Europa anzutreten und Dinge zu prüfen, welche für Fabrikanten ganz interessant sind, deren Kenntniß aber die Lage des Arbeiters niemals bessern kann. Den Pferdefuß, welcher hinter diesem englischen Schwindel steckt, verrieth auch bereits das „D. Ztbl.“, indem es hinzusetzt, daß hinter der Delegation bekannte Parlamentsmitglieder sowohl konservativer als liberaler Parteirichtung stehen sollen.

Zur Ridertassire. Was Herr Ridert bis jetzt aus unverständlichem Ekelmuth (?) unterlassen hat, thut nunmehr die „Vol. Wochens.“; sie nennt den Namen des Mannes, der ihr die gefälschten Briefe Riderts eingeschickt und deren Publikation veranlaßt hat. Es ist der Schuldirektor Adolf Browne in Thorn.

Im Mai d. J. waren die österreichischen Behörden benachrichtigt worden, daß einer der gefährlichsten Anarchisten Namens Ignaz Schulz sich in Newyork nach Europa eingeschifft habe und eine große Menge Dynamit bei sich führe. Nun entspußt sich in einer Newyorker Zeitung der gefährliche Anarchist als ein behäbiger Bäckerbäcker und Eigenthümer dreier Zementhäuser (Miehlöcher) in Newyork, der als solcher weder Beruf noch Neigung verspüre, mit Dynamit oder ähnlichen gefährlichen Stoffen in der Welt umherzureisen. Herr Ignaz Schulz war zwar mit einigen Landsleuten am 7. Mai d. J. wirklich von New-York nach Bremen abgefahren, aber nur um seine böhmische Heimath einmal wieder zu sehen und „sich ein paar Wochen gründlich zu amüsiren.“ Als er etwa vier Wochen nach seiner Ankunft auf deutschem Boden, schon wieder zur Rückkehr bereit, das bei Frauenberg in Böhmen belegene Schloß des Fürsten Schwarzenberg besuchte und eben seinen Namen in das Fremdenbuch eingetragen hatte, wurde er sammt seinen Freunden verhaftet und einer gründlichen Durchsuchung unterworfen. Auch sein Reisekoffer wurde durchsucht, doch fand man darin nichts Verdächtiges, als drei — Kolobäcker, welche Herr Schulz als Geschenk für seine Verwandten mitgebracht hatte, die aber von den Gendarmen wie von dem Vorsteher des Dorfes Sedlnitz bei Frauenberg, wo Schulz geboren ist, anfangs für Dynamitbomben gehalten wurden. Herr Schulz ist der Ansicht, daß ihm irgend Jemand in Newyork selbst einen Streich gespielt habe und verspricht demjenigen, der den Thäter ausfindig macht, eine Belohnung von 50 Dollars.

Wieder einen Anarchistenfang will die Budapestser Polizei gemacht haben, und zwar einen recht bedeutenden. Bereits vor längerer Zeit wurde ihr mitgetheilt (von wem?), daß die Anarchisten anlässlich der Hinrichtung Stelmachers eine neue That im Schilde führen und daß sie Budapest, wo die Bewegung freier ist (!) als in Wien, zum Schauplatz ihrer Thätigkeit auszuwählen haben. Der Polizei ist es auch gelungen, vier gefährlichen Mitgliedern der Anarchisten-Partei auf die Spur zu kommen, dieselben auszuforschen und dingfest zu machen. Es sind dies Arnold Merna, Schneider aus Währten; Edmund Tegl, Eisenarbeiter aus Böhmen; Franz Rauch, Spängler aus Graz und Karl Urbanek, Messingdreher aus Währten; die beiden Letzteren waren aus Wien ausgewiesen; bei Edmund Tegl wurde ein Apparat zur Erzeugung von Bomben und eine fertige, jedoch unmontirte Bombe und ein

so schlimm daran wie wir, Mama. Ich habe unsern alten Freund eingeladen, zum Thee bei uns zu bleiben.“

Die Gräfin schob ihre Tochter bei Seite und reichte Rupert ihre Hand mit so viel Würde, als ob sie noch in den Prunkgemächern der Drias's als Herrin waltete.

„Ich bedaure Sie, daß Sie so schwere Verluste erlitten haben und aus glücklichen Verhältnissen auf dornenvolle Pfade gedrängt wurden.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte Rupert, der Gräfin die Hand küßend und Francesca's Paket niederlegend.

„Ich beklage mich nicht, da ich auf diesem Wege Sie und Ihre Tochter wieder gefunden habe. Francesca sagte mir, daß ich die Einladung zum Thee nur meinem Mißgeschick zu danken habe.“

„Wir hielten es für das Beste,“ sagte die Gräfin, uns von unsern ehemaligen Freunden zurückzuziehen, da wir eine so ganz verschiedene Lebensweise als die in früheren Tagen zu führen gezwungen sind.“

Francesca stellte ihre Tuberosen in eine kleine Blumenvase, die Rupert ihr vor Jahren geschenkt hatte, dann lief sie mit einem Körbchen die Treppe hinunter, das sie mit allerlei Backwaare gefüllt wieder zurückbrachte.

Die Gräfin, immer ernst strickend, unterhielt sich mit Rupert über Ereignisse aus der Vergangenheit, aber ihr Redefluß stockte oft und schweifte hinüber zu ihrer schönen Tochter, der Letzten der Drias, welche in eigener Person den Tisch zum Abendessen deckte.

Auch Ruperts Augen wanderten hinüber zu Francesca und folgten wie gebannt ihren anmuthigen Bewegungen. Sie band eine kleine feine weiße mit prächtigen Stickereien besetzte, aber vielfach gestopfte Schürze um, denn Francesca's Kleidungsstücke krumten meist noch aus ihren besseren Tagen und waren jetzt schon stark abgenutzt. Dann breitete sie eine laubere Damastdecke über den Tisch, in dessen Mitte sie die Blumen aufstellte. Das reiche Silbergeschloß, mit dem Wappen der Drias's, das sie herbeiholte, bildete denselben seltsamen Gegensatz zu den ziemlich lahlen Wänden, den sadenscheinigen Teppichen und dem einfachen Mahle, der zwischen diesen beiden hochgeborenen Frauen und ihrer Umgebung, zwischen Francesca und ihrem Anzug bestand.

Nach dem Thee, den ein heiteres Geplauder gewürzt hatte, räumte Francesca den Tisch wieder ab, und sich neben ihre Mama legend, forderte sie Rupert auf, seine Erlebnisse seit ihrer Trennung zu erzählen. Er berichtete von seinem Auf-

finnreiches Modell für die Versendung von Dynamit-Batterien gefunden; das letztere Modell diente dazu, um Patronen in kleinen Schachteln anubringen, die bei Öffnung durch die Adressaten unbedingt explodiren mußten.

Einen riesigen Stempel im froitischen Landtag, der geschlossen worden ist, hatten die Starcevicianer geplant, der aber durch einen Zufall vereitelt worden ist. Nach dem Andern sollte Stempel provoziren und sich dann schließen lassen. Am 28. d. Vormittags hatte Raabovics am Nachmittags der alte Starcevic selbst diese Aufgabe; er es dann dazu kam, daß Letzterer von den Gendarmen ergriffen wird, so sollten sich alle Parteimitglieder dazwischen setzen und der Gewalt bis zum äußersten Trost bieten. Am 29. aber am 28. d. Vormittags der alte Starcevic's unwohl er auch andere Mitglieder fehlten und so entschloß sich der Stempel den Landtag zu verlassen.

In den technischen Kreisen der Schweiz erregt von dem Ingenieur Carl Weiss projekirtes Unternehmen großes Interesse. Die Konzeptionsgesuche für dieses Unternehmen sind bereits an die Kantonsregierungen von Stadt und Landschaft eingereicht worden. Es handelt sich um die Herstellung einer für industrielle Ausnutzung bestimmten Kraft von 300 Pferdekraften, und zwar soll diese Kraft innerhalb der Stadt Basel als auch an einzelnen Plätzen der Landschaft beliebig entnommen werden können. Der Abnehmer will zu dem bezeichneten Zweck einen 8,7 Km. langen Rheinkanal herstellen, der bei dem Hofgut Au, dann Balm, welches durch Kontrakt bereits erworben ist, vom Rhein zweigt, auf 2,4 Km. ein sechsseitiges Turbinen-Bassin in welchem am westlichen Saume des Hartwaldes in der Nähe des Rheines liegt und von da beim Ausfluß des Balm in Birsfelden in den Rhein mündet. An dem erwähnten Balm sollen 30 Turbinen von je 110 Pferdekraften angelegt werden welche der 42 Meter breite Wasserstrom betreibt. Diese Kraft soll nun elektrisch nach der Stadt und nach einzelnen Punkten der Landschaft Basel übertragen werden; mit dem von eingeschalteten Accumulator-Batterien rechnet der Abnehmer dann auf die beliebigste Verwendbarkeit von etwa 1000 Pferdekraften. Die Leitung des Stromes soll durch ein 20 cm. dickes, gut isolirtes oberirdisches Kabel geschehen. Die Kosten der ganzen Anlage sind auf 5,7 Millionen Franken veranschlagt. Nach der Berechnung des Unternehmers würde ein Pferdekraft pro Tag nur auf 1/10 Franken zu stehen kommen, der Abnehmer hätte hierbei nur die für die Transmissionskosten Einrichtungen zu treffen.

Für ein Bündniß aller Völker der lateinischen Welt schwärmt Castelar in einem Artikel des Pariser „Nation“. Romanen schreibt er die Aufgabe zu, den Germanismus zu bekämpfen. Er fährt aus, daß er nicht begreift, wie die römische Rasse, welche der Welt mit ihrem Katholizismus die geistliche Einheit und mit dem römischen Rechte die bürgerliche und politische Einheit geschenkt, welche mit ihrer Renaissance im modernen Italien gewirkt und mit ihrer Sprache die alten Welttheile erschlossen, die neuen entdeckt hat, nicht einig gegenüber dem Germanismus, welcher die Welt Alles verschlingende deutsche Einheit geschaffen hat, Drohungen ausgeben gegen die Rechte und den Frieden der lateinischen Welt, gegenüber den panslawistischen Bestrebungen die aus den Czechen Böhmens und den Kosaken Russlands Brüder machen; gegenüber den Scandinaviern (Castelar meint wohl die Dänen), die mit den Schweden und Norwegern die gemeinsamen Ursprung anerkennen; gegenüber den Amerikanern die sich darauf stützt, daß ihre Ahnen von den Ureinwohnern der Ziber oder des Guadaluquirit herkommen; gegenüber den Arabern endlich, die, einem tief inneren Drange gehorchend, ihre Genealogie mit derjenigen der Türken vermengen. Vor Jahren hat Castelar in einem seiner besten Vorträge die Dunde der Romanen mit den Germanen gefordert, um die Ueberfluthung des gebildeten Europa durch die Slaven zu beugen; es wäre besser gewesen, er hätte diesen Vortrags wiederholt, der heut richtiger denn je ist.

Eine Laskallefeier veranstaltete in Paris der sozialistische Verein in seinem Lokale, der Arade des Palais die zahlreich besucht war. Ueber den Verlauf des Festes richtet ein Telegramm der „Nat.-Ztg.“: „Ein der Reden war eine Rede auf den berühmten sozialistischen Agitator, der ihrer Mäßigung und deutsch-nationalen Tendenz bezeugt genommen wurde. Sonst wurde der Abend mit Aufführung eines Theaterstückes, sowie mit der Abfindung der Arbeiter-Marseillaise und sonstiger sozialistischer Lieder gefüllt. Den Schluß machte ein Ball, an welchem eine zahl hübscher und eleganter deutscher Sozialistinnen nahmen.“

An einer liberalen Manifestation in Brüssel nahmen über 100,000 Männer, wovon viele aus den Provinzen, Unzählige Banner, Fahnen und Standarten mit dem für diese Gelegenheit begleiteten gen Zug, an dessen Spitze der Bürgermeister von Gent und der Vorstand der liberalen Föderation marschirten. Der Zug ging durch die Hauptstraßen nach dem königlichen Palais, wo der Meister von Gent eine Petition der liberalen Föderation

enthalt in der Fremde, er schilderte mit thränenumflutheten die letzten Stunden seiner Adoptivmutter, theils mit Dr. Melodow mit Staunen und Schrecken die Verurteilung des Testaments bemerkte, und wie Lord Bide ihn, den Freudlosen und Verwaisten benommen hat, wie es ihm endlich gelungen war, eine Stelle zu finden. Francesca war viel zurückhaltender in ihren Reden über die Vergangenheit. Sie erklärte nur, daß sie immer ihre erste Wohnung inne hätten, und zu der zugezogen gekommen waren, es sei leichter und angenehmer durch Handarbeiten sein Brod zu verdienen, als durch Schreiben zu geben.

„Ich habe jede freie Minute dazu benützt, Euch aufzusuchen und bin ganze Abende durch die Straßen gezogen, um die Spur von Euch zu entdecken.“

„Wir geben niemals des Abends aus,“ antwortete Francesca.

Es war schon sehr spät, als Rupert daran dachte, sich zu verabschieden.

Er erbat sich die Erlaubniß, Francesca zuweilen zu Spaziergängen oder zu irgend einer Herstreuzung abzuholen, aber die Gräfin lehnte dieses Anerbieten, als gegenwärtige Stellung nicht angemessen, artig, doch bestimmt ab, doch gestattete sie ihm, zuweilen einen Abend bei ihr zuzubringen.

Ruperts offenes heiteres Wesen, die ebliche Danksagung seiner Verhältnisse, seine genaue Bekanntschaft mit ihren glücklichen Verhältnissen, hatten ihn der Gräfin mehr empfohlen. Sie sah Francesca, die so lange auf jeden Fall mit Altersgenossen zu verziehen gezwungen war, in der ren antegenden Gesellschaft des lebenswürdigen jungen Mannes freudig erlängen und vermochte es nicht über sich zu gewinnen, diesem Verlehr ein Ziel zu setzen, obwohl sie Zweifel hegte, daß es klug sei, ihn zu dulden.

Rupert war gegangen und Francesca legte ihr Mutter Arbeiten bei Seite und begann sich zu beschäftigen. Sie löste ihr langes, prächtiges Haar auf und die Gräfin hatte diesen Dienst selbst zu erweisen. Die Schönheit ihrer schien ihr der letzte, aber unschätzbare Rest des alten der Drias, die zu pflegen und zu schonen ihr oblag.

(Fortsetzung folgt.)

Abjura
Die Be
Bedrohung
nicht zu
I u s c
ergab a
lichen A
Blätter
tügen
thurei
24. Aug
Zulauf
gebracht
nahme
und ra
Gendarm
im Kre
aus B
der S
sucht
gewese
erst di
war in
Detache
je 2 Co
lons, w
der beri
St. rü
des Feb
Abtheil
Karb-N
obaleic
Januar
stammen
verlände
Brecht
nächstlic
Ghan, w
endlich r
legt, wo
der offiz
aus dem
gehört
rechnen,
wegs au
englische
Ueb
unter M
schlagen
er Ranto
die zur
wieder
Goinan
Plan der
würde zur
Höfen we
dann von
theidigur
festören,
daß die
französi
französi
französi
rung he
den U
setzt u
Aus
Japan
Redung
Gefandte
in Ansp
rechte, w
habe, w
würde si
verhande
japanische
die Chin
gehen de
sonach de
geben jet
Im
lich die
einer Lo
suchen.
zu sein,
Es meld
Kohendi
Ausbeför
der Grul
ter, v
phendrah
um die
Gestell
Gouvern
begeben,
gesehlic
fordern.
höher u
x B
war es
das eini
auch ein
die Ant
Geleise
lehnte
der Sch
tabilare
Sauptrei
Berlin,
räume,
leiste b
sammelt
oft zu v
vor An
gelassen,
überfahre
auf die
zweiten
liche, ver
nung zu
Million
dem Um
grünen
rungen
in Angr
endet se
Rauerei
der Fuß
beiten a
ruhen &
beiden,
Einwoh
aufg n

Adjutanten des Königs, beauftragt sie zu empfangen, übergab. Die Petition ersucht den König, von der verfassungsmäßigen Prärogative Gebrauch zu machen und das neue Schulgesetz nicht zu unterzeichnen.

In der Angelegenheit der Attentäterin Maria Kasanaja wird aus Odessa gemeldet: Die Untersuchung ergab als Ursache, daß die Revolutionäre den für sie gefährlichen Obersten Katsansky beseitigen wollten. — Die Desfraktion berichtet über das Ereignis ganz rüchlos, die dortigen Behörden scheinen den Fall überhaupt ohne Geheimthüre zu behandeln zu wollen. Die Attentäterin wurde am 24. August beauftragt photographische Aufnahme unter großem Zulauf des Publikums in die Wohnung eines Photographen gebracht. Das junge Mädchen verhielt sich während der Aufnahme ganz munter, als ob mit ihr nichts vorgefallen wäre und rauchte in den Zwischenpausen Cigaretten, die ihr vom Gendarm angeboten wurden, wobei sie sich beklagte, daß sie im Arrest nicht rauchen dürfe.

Wie ein reifer Apfel, verfielen offiziöse Rundgebungen aus Petersburg, sei M. v. den Küssen in den Schooß gefallen; der Schritt wurde als unvermeidlich geschilbert, weil die Sehnsucht der Türken nach dem russischen Scepter unwiderstehlich gewesen sei. Nun kommt es an den Tag, daß diese Sehnsucht erst die Folge einiger blutigen Gefechte war. In aller Eile war in den ersten Tagen des Dezembers 1883 in Aschabad ein Detachement zur Einnahme von Merw formirt worden, das aus 2 Compagnien des 3. und 6. transkaspischen Schützenbataillons, vier Bergschützen, zwei Sotnien Kosaken und 20 Mann der berittenen Turcomen-Miliz bestand. Am 4. Dezember a. St. rückte das Detachement aus Aschabad. Bis zum Ende des Februar d. J. fehlen Nachrichten über den Marsch der Abtheilung, die in der Nacht auf den 29. Februar a. St. bei Kargh-Ata ein Gefecht mit den Turcomen zu bestehen hatte, obgleich ein offizielles Telegramm des Generals Komarow Ende Januar die Meldung brachte, Deputationen von 4 Turcomen hätten ihm die Unterwerfung aller Merw-Turcomen verkündet. Am 29. Februar schon fand ein zweites, kleineres Gefecht beim Aul Abdal-Topas statt, zwei Tage später ein nächstlicher Ueberfall seitens der Turcomen beim Aul Saru-Chan, welcher mit Erfolg zurückgeschlagen wurde. Am 4. März wurde die Turcomen-Festung Kauschut-Chan-Kala bezogen, womit die Besetzung der Merw-Dase vollendet war. Aus der offiziellen Zusammenstellung der stattgehabten Gefechte wie aus dem Befehl des Kaisers, den Truppen die zum Detachement gehörten, den Marsch nach Merw wie einen Kriegszug anzurechnen, geht klar hervor, daß die Besetzung der Dase keineswegs auf friedlichem Wege vor sich ging, was seiner Zeit auch englische Nachrichten behaupteten.

Ueber die Richtung, die das französische Geschwader unter Admiral Courbet von der Mündung des Min eingeschlagen hat, ist noch nichts bekannt. Nach den Einnahmen an Ranton zu, nach den Anderen bringt er dem Admiral Lespes die zur Besetzung von Kelung nöthigen Landungstruppen, die wieder Andere behaupten, er werde Amoy oder die Insel Hainan aufsuchen. Der „National“ glaubt zu wissen, daß der Plan der Regierung jetzt folgender ist: „Der Admiral Courbet wird zunächst die chinesischen Kriegsschiffe zerstören, die die Häfen verlassen haben und sich auf hohem Meere befinden, dann wird er wahrscheinlich Kelung besetzen und die Vertheidigungswerke des nördlichen Theiles der Insel Formosa zerstören.“ — Der Kaiser von Kanton fürchtet, daß die Franzosen die Bogue-Forts angreifen werden. Die französischen Hülfskräfte haben Kanton verlassen. Ein französisches Kriegsschiff ist in Hongkong angekommen, um die französischen Handelsschiffe zu schützen. Die chinesische Regierung hat eine Proklamation erlassen, nach welcher auf jeden Kopf eines jeden Franzosen ein Preis gesetzt wird. (1)

Aus dem französisch-chinesischen Konflikt scheint auch Japan Vortheil ziehen zu wollen. Nach einer Reuterschen Meldung aus Tien-tsin vom 28. v. M. hätte der japanische Gesandte die Souveränität über die Inseln Loochoo für Japan in Anspruch genommen und im Uebrigen dieselben Vertragsrechte, welche China anderen auswärtigen Staaten zugesprochen habe, auch für Japan gefordert. Der japanische Gesandte würde sich nach Peking begeben, um dort darüber weiter zu verhandeln. Die Loochoo-Inseln sind im Jahre 1872 dem japanischen Reiche als Provinz einverleibt worden, doch erheben die Chinesen noch heute Ansprüche auf dieselben. Das Vorgehen der japanischen Regierung in diesem Augenblick wird sonach darauf gerichtet sein, China zu einem endgültigen Aufgeben jener Ansprüche zu drängen.

Im heftigen Lohnkampf stehen in Amerika augenblicklich die Grubenarbeiter des Kohlendistrikts Hocking in Ohio, die einer Vohnrückbildung durch einen großen Strike zu begegnen suchen. Hierbei scheint es zu einigen Ausschreitungen gekommen zu sein, wenn das Telegramm des „A. T. B.“ nicht übertriebt. Es meldet folgendes: „Die streikenden Grubenarbeiter des Kohlendistrikts Hocking in Ohio haben am Sonnabend erste Ausschreitungen begonnen, die Streikenden griffen die zum Schutz der Gruben aufgestellten Wachen an, tödteten einen der Wächter, verwundeten zwei andere und durchschnitten den Telegraphen. Die streikenden Arbeiter lagern bei den Gruben, um die nicht Streikenden am Arbeiten zu verhindern. Zur Herstellung der Ruhe sind Truppen abgeordnet worden, der Gouverneur von Ohio hat sich persönlich an Ort und Stelle begeben, der Sheriff ist angewiesen, die Tumultuanten in der vorgeschriebenen Weise zum Auseinandergehen aufzufordern. Nach den letzten Meldungen hatte die Zahl der Ruhefrevler zugenommen.“

Tokales.

* Aus Steglitz erhalten wir folgende Zuschrift: „Gestern war es ein Jahr, daß in Steglitz das größte Unglück passirte, das einigen vierzig Personen das Leben gekostet hat. Wenn auch ein großer Theil der Schuld das Publikum trifft, welches die Anordnungen der Stationsbeamten nicht befolgend, die Geleise unbehuteter Weise überschritt, so trägt doch die verkehrte Anlage des Steglitzer Bahnhofes auch einen Theil der Schuld, und hätten Seitens der Bahnverwaltung sofort radikale Veränderungen getroffen werden müssen. Der Hauptpersonenverkehr geht nämlich in der Richtung nach Berlin, und mißte sich deshalb der Bahnhof Wartebäume, Biletverkauf u. a. auf derjenigen Seite der Geleise befinden, wo nach Berlin eingestiegen wird; nun sammelt sich bis heute noch das Publikum (des Sonntags oft zu vielen Hunderten) auf der anderen Seite, wird erst kurz vor Ankunft des betreffenden Zuges zum Abfahrtsperren zugelassen, und hat dann sämtliche Geleise des Bahnhofes überschritten. Anstatt nun durch Verlegung des Bahnhofes auf die linke Seite der Geleise resp. durch Einrichtung eines zweiten Bahnhofes für den Verkehr nach Berlin eine gründliche, verhältnismäßig billige und schnell ausführbare Veränderung zu treffen, läßt man sich vom Landtag ca. eine halbe Million Mark bewilligen, und endlich, dreiviertel Jahr nach dem Unglück, werden die nach dem Ermessen der Herren vom gemeinen Tisch für notwendig befundenen Unterführungen der Albrechtstraße und eines Fußgängerunnels in Angriff genommen. In 8 Wochen sollten die Arbeiten beendet sein, wie es in den Submissionsbedingungen für die Bauarbeiten heißt; jetzt sind bereits 3 Monate vergangen, der Fußgängerunnelt ist noch lange nicht fertig, und die Arbeiten an der Unterführung der Albrechtstraße, kaum begonnen, stehen ganz. Die einzige gepflasterte Fußstraße, welche die beiden, durch die Bahngelände getrennten Hälften des ca. 8000 Einwohner zählenden Ortes verbindet, ist dadurch auf vorläufig nicht absehbare Zeit gesperrt, und damit der Passir-

verkehr vollständig lahm gelegt, denn die beiden anderen Uebergänge, die Bergstraße und die Bergbuschstraße sind steile Sandwege, die kaum ein leeres Wagen ohne Vorspann passiren kann. Was soll nun daraus werden? fragt Jeder, und selbst die in Steglitz sehr zahlreich vertretenen Anhänger der Partei des beschränkten Unterthanenverstandes schütteln die Köpfe. Es scheint doch wirklich wahr zu sein, wie ein hiesiges Blatt vor einigen Tagen schrieb, daß man sich mit der Unterführung der Albrechtstraße gründlich verfahren hat; die Grundstücksbesitzer, die vor Beginn des Baues gar nicht gefragt wurden, beanspruchen ganz bedeutende Entschädigungen (der Eine z. B. 40000 Thaler), weil ihnen die Ausfahrt genommen wird, und die Wäden und Wohnungen entwerthet werden; die Baupolizei wird wahrscheinlich auch ein Wort mitgeredet haben. Inzwischen ist dem Stationspersonal durch die Bauzüge und das aufgekapelte Baumaterial die Beaufsichtigung des Bahnhofes sehr erschwert, und auf dem Abfahrtsperren befinden sich Verlesungen, wo jeden Abend mit diesen Errungenheiten nicht vertraute Passagiere zu Fall kommen. Was soll nun daraus werden? Muß erst noch ein zweites Unglück passiren, um die Sache zur schnelleren Erledigung zu bringen?

Betreffs der Umgestaltung der im Norden Berlins gelegenen Bahnhöfe und des von ihnen beherrschten Verkehrs liegt nach einer neueren, „Tägl. Rundschau“ zugehenden Mittheilung der Plan vor, an der Haldestraße einen großen Centralbahnhof zu erbauen, welcher die Züge der Lehrter, Hamburger, Nord- und Stettiner Bahn aufnehmen und in Verbindung mit der Stadtbahn gebracht werden soll. Nach diesem Plan würde der bisherige Lehrter Bahnhof mit dem Ausstellungsplatze vereinigt, bezw. für Ausstellungs Zwecke eingerichteter werden; der den heutigen Verkehrsansprüchen in keiner Weise mehr genügende Hamburger Bahnhof würde als solcher ebenfalls eingeben und ebenso der Stettiner Bahnhof. Welche Verwendung letztgenannte beide Bahnhöfe finden würden, sei noch nicht festgestellt. Bis zur Ausführung des gedachten Planes würden die Hamburger Züge in den bisherigen Lehrter Bahnhof geleitet werden. Eine bestimmte Entscheidung über den Zeitpunkt dieser Aenderung, so wird vorläufig hinzugefügt, ist noch nicht getroffen.

N. Am Jahrestage der entsetzlichen Katastrophe in Steglitz, dem 2. September, fand gestern Nachmittag die Enthüllungsfest der von den Schülern ihren auf dem Bahnhöfe verunglückten Schülern nebst Angehörigen gemüthlichen Denkmals in würdiger Weise statt. Auf dem Neuen Louisestädter Kirchhofe in der Herrmannstraße in Nordorf war auf der Stelle, wo die Verunglückten gebettet sind, ein von dem Steinmetzmeister A. Jabel hergestelltes Denkmal errichtet. Die theilnehmenden Gilden und Schützengilden, resp. deren Mitglieder hatten sich um 1 Uhr mit Fahnen und Insignien in der Unionsbrauerei in der Hasenheide versammelt und nach der Begrüßung der Erschienenen erfolgte der Abmarsch nach dem Friedhofe. Kurz nach 3 Uhr fand die Enthüllungsfest statt. Durch oben genannten Steinmetzmeister erfolgte die Uebergabe an das Komitee. Unter Abgabe von drei Gewehrsalven fiel die Hülle. Nach dem Abmarsch vom Kirchhof versammelten sich die Schützengilden in der Unionsbrauerei, wo der Bundesvorsitzende Herr A. Werler eine Ansprache an die Versammlung hielt, in welcher er auf das tragische Ereignis zurückgriff, zugleich aber auch den Vereinen, Gilden und Schützengilden im Namen des Denkmal-Komitees seinen Dank aussprach, durch deren Beihilfe es gelungen war, den Denkstein errichten zu können. An der Freier theilnehmten sich sehr viele Mitglieder und auch von Seiten des Publikums war der Andrang zum Kirchhof ein enormer. Ebenso bei dem darauf folgenden Kommen in der Unionsbrauerei.

N Die Singhalesen bei den Australiern. Unter Führung Carl Hagenbedts stifteten gestern Abend in der 8. Stunde etwa 25 Einwohner Ceylons, unter ihnen der Kandian Chief Kubanda Bais Raidee Kelumbe und Privatsekretär Aridji Pundji Banda den im Panoptikum befindlichen Kanibalen von New-Queensland einen Besuch ab. Die Begrüßung dieser beiden fremdländischen Völkerschaften bot eine für den Ethnologen hoch interessante Scene. Nachdem sich das erste Erfahren gezeigt, versuchten die Kanibalen, die ja zum größten Theil englisch sprechen, sich mit ihren Gästen zu verständigen und da dies bei den Singhalesen keine Erwiderung fand, so gaben sie sich Mühe, durch Zeichen und Gebärden u. ihren Gefühlen des Erfahrens über den unerwarteten Besuch Ausdruck zu geben. Auf Anordnung des Dr. Cunningham, der bekanntlich die Leute aus Australien hierher geschickt, gaben nunmehr die Australier ihren schon mehrfach geschilderten Kanguruh- und den Corrobory-Tanz zum Besten, worauf die Singhalesen — Schamanen auf Wunsch des Herrn Hagenbedt mit einigen Nationaltänzen speziell dem eigenartigen Teufelsanzug aufwarteten. Beinahe eine Stunde verweilten die Singhalesen im Panoptikum sich anscheinend ganz speziell für die großartige Gallerie von Wachsfiguren u. interessirend. Nach dem Besuch im Panoptikum fuhr die ganze Gesellschaft in 6 Droschken 1. Klasse durch die Straßen, um Berlin mal bei Gas und elektrischem Licht zu besehen. Heute Nachmittag 1/3 Uhr stifteten die Reichensprecher den Singhalesen im Rassen Dreieck des Ausstellungs-Parkes einen Gegenbesuch und verweilten nahe an 2 Stunden im inneren Gebege mit höchlichem Erfahren den eigenartigen Produktionen der Singhalesen folgend.

Falsche Zehnmarkstücke sind in den letzten Tagen in mehreren Fällen von hiesigen Kaufleuten angehalten worden. Die Falschstücke waren der „Gerichtsztg.“ zufolge ihrem Keuzern nach den echten Goldstücken täuschend ähnlich. Die Oberfläche war galbanisch vergolddet, und der Rand muß mit einer besonderen Maschine eingepreßt worden sein. Geübte Ohren konnten allerdings die Stücke schon am Klange unterscheiden, der gegen den Klang der echten hell und etwas dünn ist. Zur Entdeckung aber führte in den meisten Fällen das um 1 Gramm zu geringe Gewicht, was zur Folge hatte, daß die Stücke in den bekannten Goldwägen, wie sie fast in den meisten größeren Geschäften gebraucht werden, liegen blieben.

m Die Ehefrau eines gut betitelten aber schlecht bemittelten Beamten entnahm nach vorheriger Verabredung bei einem in ihrer Nähe wohnenden Materialwaarenhändler alle Bedürfnisse ihrer Wirtschaft, welche sie dort erhalten konnte, auf ein Abrechnungsbuch, bezahlte auch wiederholt pünktlich den Saldo des Buches, blieb dann aber einen erheblichen Rest schuldig. Der Beamte wurde darauf wegen dieses Restes verklagt, den er ohne Weiteres bezahlte; gegen die eingeklagten Hinsen aber wehrte er sich und erlangte auch folgende Entscheidung: Wenn Detailhändler ihren geschäftlichen Kunden ein Konto eröffnen, so ist anzunehmen, daß ihnen Kredit auf unbestimmte Zeit gewährt worden ist. Es ist dies notorisch eine bei dergleichen Handelsgeschäften geltende Gewohnheitsbedingung, welche die sonst gesetzliche Verzinsung des nicht sofort gezahlten Kaufgeldes durch den Käufer beseitigt. Soll dessen ungeachtet eine Verpflichtung zur Binszahlung eintreten, so muß ein besonderer Grund dafür vorliegen, der entweder in einer Verabredung, z. B. daß nur auf bestimmte Zeit Kredit gegeben worden, oder in einer Mahnung liegen darf.

Mit der Festnahme des Fälschers der Berliner Stadtobligations-Kupons, die wir gestern bereits gemeldet, hat die Polizei einen ganz besonders glücklichen Fang gemacht. Es ist bereits ermittelt, daß der Name Kaiser, den der Mann sich beilegt, ein fingirtes ist, daß man es vielmehr mit einem der Polizei schon längst bekannten Fälschmünger zu thun hat, der schon viele Jahre, u. A. allein 8 Jahre wegen Münzverbrechen im Zuchthaus zugebracht hat. Bei der in der gleichfalls ermittelten Wohnung des Verbrechers vorgenommenen Hausdurchsuchung hat man zwar die vom Graverer Siechow ohne Kenntniß des

Zweckes gefertigten Stempel, die bei der Fälschung benutzt sind, nicht gefunden, wohl aber Kohlenbergwerkstaktien, von denen man annimmt, daß sie Fälschate sind.

N. Durch einen Kanonenschuß wurde am Sonntag ein Konditorgehülfe K. in der „Neuen Welt“ auf eine entsetzliche Weise verletzt. K. hatte, um den Beginn der Blondin'schen Vorstellung anzuzeigen eine Kanone, und zwar eine sog. englische, einem Böller gleichende, abgedroschen und wurde dem Genannten bei dem Schuß das Gesicht entsetzlich verletzt. Die Sehraft des rechten Auges hat K. wahrscheinlich gänzlich verloren und auch die Verheilung des linken sieht in Frage. Eine Schuld an diesem traurigen Ereignis kann nur K. selbst treffen. Derselbe wurde sofort nach der Charite gebracht.

Gerichts-Zeitung.

Den Beamten der Selbstverwaltung wird gegen sie verübte Ausschreitungen nach dem Ausspruch des Vorsitzenden der 90. Abtheilung des hiesigen Schöffengerichts Amtsrichter Wagner ein ganz besonderer Schuß gewährt werden müssen, wenn ihnen nicht die Liebe zu ihrem so verantwortlichen und selbstlos ausgeübten Beruf verloren gehen soll. An der genannten Abtheilung gelangte heute eine Anklage gegen den Schlosser Julius Martin wegen öffentlicher Beleidigung des Armenkommissions-Vorsitzers Valermeisters Mandel zur Verhandlung. Der Angeklagte hatte im Frühjahr d. J. ein Unterstützungs-gesuch an den Verein gegen Bettarmung und Bettelerei gerichtet, von welchem die Recherchen bei dem Armenkommissions-Vorsitzer Mandel eingezogen wurden. Auf Grund der erhaltenen Auskunft fand die Abweisung des Unterstützungs-gesuches statt. Darüber ergrimmt, bezeichnet der Angeklagte in einem öffentlichen Lokal Herrn Mandel als „einen ganz gemeinen Kerl, dem er die über ihn nöthige Auskunft schon antreiben werde. Die Armen-Direktion, welche hieron Kenntniß erhielt, stellte wegen Beleidigung des ihr unterstellten Beamten Strafantrag, und der Staatsanwalt beantragte einen Monat Gefängnis. Der Angeklagte stützte seine Vertheidigung darauf, daß hier eine Indiskretion seitens eines Besuchers des Restaurants vorliege und daß seine Aeußerung nicht dem Armenkommissions-Vorsitzer, sondern dem Rechercher des Vereins gegen Bettarmung und Bettelerei gegolten habe. Der Gerichtshof erachtete für notorisch, daß der genannte Verein bei den Mitgliedern der Armen-Kommission als zuverlässigen Beurtheiler der Lage der Wittsteller seine Recherchen einziehe, daß sonach die Schimpfworte dem Beamten der Selbstverwaltung gelten. Mit Rücksicht auf den an die Spitze gestellten Strafmaßungsgrund verurtheilte der Gerichtshof den Angeklagten zu einer Woche Gefängnis.

K. Auf der Polizeiwache passiren oft recht unangenehme Sachen; ja, wenn die Wände reden könnten, so würde man gewiß vieles hören, was jetzt unseren Ohren und Augen verborgen bleibt. — Ein Kenkonte auf der Polizeiwache auf dem Werderschen Markt, beschäftigte heute die 87. Abthl. hiesigen Schöffengerichts. Als Angeklagter betrat die Anklagebank der Fuhrherr G., angeklagt 1. wegen groben Unfug, 2. Beleidigung, 3. Widerstandes gegen die Staatsgewalt, 4. Mißhandlung, 5. Sachbeschädigung. Als Vertheidiger fungirte Herr Rechtsanwält Salomon. Nach der Anklage soll der Fuhrherr G. am 19. April d. J. auf dem mittleren Fuhrweg „Unter den Linden“ an der Südseite mit einer Fuhrreißer entlang gefahren sein, trotzdem er diesen Weg nicht mit Lastfuhrwerk befahren durfte. Der Wachtmeister Wengot soll nun dem Angeklagten das weitere Fahren auf genanntem Wege verboten haben und hat schließlich, als er dieshalb mit dem Angeklagten in Wortwechsel gerieth, denselben durch den Schutzmann Demme zur Wache bringen lassen. Dem Schutzmann Demme soll der Angeklagte dadurch passiven Widerstand geleistet haben, daß er dessen Anordnung, nach der Wache auf dem Werderschen Markt zu fahren, nur zögernd und unter öfterem Stillhalten nachgekommen sein soll. Auch soll er den Schutzmann Demme höhrend aufgefodert haben, doch auf den Wagen zu kommen, damit er nicht zu gehen brauche. Auf dem Wagen befand sich außer dem Angeklagten noch dessen jüngerer Bruder, welcher ebenfalls mit zur Wache genommen wurde. Auf der Wache soll sich nun der Angeklagte äußerst renitent benommen, dem dort anwesenden Schutzmann Kind auf die Nase geschlagen und nachdem ihm darauf die Hände gefesselt worden, noch mit den Füßen die Thürfüllung eingestossen haben. Der Angekl. stellt den Vorgang folgendermaßen dar: „Ich mußte nicht, daß ich auf genanntem Wege nicht fahren durfte und als der Wachtmeister mir umzulehren befahl, gerieth ich mit demselben in einen Wortwechsel, worauf er einen Schutzmann aufforderte mich und meinen Bruder mit dem Fuhrwerk zur Wache zu bringen. Ich kam dieser Aufforderung nach; auf der Wache mußte ich und mein Bruder eine volle Stunde sitzen, dann wurde mein Bruder aufgefordert, vorzukommen und sein Rationale anzulegen. Bei dieser Gelegenheit wurde mein Bruder Stroch titulirt, wogegen ich intervenirte, was zur Folge hatte, daß ich an den Händen gefesselt wurde. So gebunden mußte ich hundenlang sitzen und da ich großen Durst hatte, so bat ich um etwas Wasser, darauf rief man mir zu: Sie Hund brauchen kein Wasser! Ich bat mehrmals und da ich es nicht länger aushalten konnte, so stieß ich mit den Füßen die Thürfüllung ein, hierauf wurde ich auch an den Händen gefesselt, so daß ich ganz krumm liegen mußte und einer der Schutzleute stieß mich zu wiederholten Malen mit dem Stiefelabsatz in die Seite und in den Rücken. Am nächsten Tage hat Herr Dr. Scheuer die Verlesungen, welche ich erlitten habe, festgestellt und mir attestirt, daß die Verlesungen von Stößen, resp. Fußtritten herrühren.“ Rechtsanwält Salomon: „Ich muß bemerken, daß der Bruder des Angeklagten etwas geisteskrank ist, es befindet sich aber in den Akten ein Protokoll, wonach dieser Bruder ausgefagt haben soll, daß er geteilt habe, daß sein Bruder (der Angeklagte) geschlagen, geschimpft und sich widerlegt habe. Ich werde nachher um die Vernehmung desselben bitten und es wird sich dann herausstellen, daß derselbe dieses nicht gesehen hat.“ — Zeuge Schutzmann Demme: Wachtmeister Wengot hat mir damals befohlen, den Angeklagten zur Wache zu bringen; ich that dieses und unterwegs verhöhrte mich derselbe fortwährend, indem er mir zu rief: „Der Wachtmeister kommen Sie doch auf den Wagen, warum wollen Sie denn laufen!“ — Außerdem hielt er öfters still und fragte: „Wohin soll ich denn fahren?“ Es dauerte wohl 25 bis 30 Minuten bis wir zur Wache kamen. Als er dort vom Wagen stieg, fiel er ein wenig noch vorn über, worauf er mir zurief: „Nicht stoßen!“ Im Nachhinein tobte und schimpfte er fortwährend.“ Vertheidiger: „Warum haben Sie den Wagen nicht durch die Charlottenstraße zur Wache fahren lassen, das wäre doch viel näher gewesen?“ Zeuge: „Ich hatte keine Zeit, mich erst lange zu bedenken.“ Präsident: „Der Angeklagte soll dem Schutzmann Kind geschlagen haben, haben Sie das gesehen?“ Zeuge: „Ich sah nur, daß Kind, als er aus der Arrestantenzelle kam, eine blutige Nase hatte.“ — Schutzmann Kind betritt als Zeuge den Saal; auf Wunsch des Vertheidigers wird dessen Vernehmung vorläufig ausgesetzt. Derselbe deponirt: Der Angeklagte war auf der Wache sehr laut und sträubte sich dagegen, als seines Bruders Rationale aufgenommen werden sollte; als ich den Bruder ansah, erhielt ich von dem Angeklagten einen Schlag auf die Nase. Später beschimpfte mich derselbe noch mit den Worten: Sie sind nicht werth, daß Sie die Uniform tragen. — Angeklagter: Ich habe den Zeuge um Wasser gebeten und da er mir keins geben wollte, hat ich diese Worte zu ihm gesagt. — Präsident zum Zeugen: Der Sie nun geschlagen worden waren, was geschah dann darauf? — Zeuge Kind: Wir banden ihm die Hände, und als darauf die Thürfüllung einstieß, auch noch die Füße

Verteidiger: Wie lange war der Angeklagte in der Zelle? — Zeuge: 2 oder 3 Stunden. — Verteidiger: Das kann wohl nicht richtig sein, denn derselbe ist Abends um 9 Uhr mit dem grünen Wagen abgeholt worden. — Zeuge: „Das weiß ich nicht.“ Verteidiger: „Und Sie haben ihn auch nicht mit dem Stiefelabzug gestochen?“ Zeuge: „Nein.“ Verteidiger: „Der Arzt hat doch am nächsten Morgen die Verletzungen konstatiert!“ Zeuge: „Es ist ja möglich, daß er auf der Treppe gefallen ist.“ Verteidiger: „Warum mußte der Mann mit eisernen Fesseln gefesselt werden und warum behielt man ihn acht Stunden auf der Wache?“ Zeuge: „Weil er tobte.“ Zeuge wird verurteilt. — Schuzmann Bericht, von dessen Verteidigung vorläufig Abstand genommen wird, deponiert: „Ich sah Kind blutend aus der Arrestanten-Zelle kommen und da der Angeklagte noch tobte, so haben ich und Kind ihm die Hände gefesselt, später, als er die Thüre eingetreten hatte, auch noch die Füße.“ — Präsident: „Wie lange war der Mann in der Zelle?“ Zeuge: „Ich weiß nicht.“ Verteidiger: „Wer hat denn dem Angeklagten das Portemonnaie aus der Tasche genommen und mit seinem Gelde den Dienstmann, der das Fuhrwerk in Obhut hatte, bezahlt?“ Zeuge: „Ich weiß es nicht!“ Zeuge wird verurteilt. — Nachmeister Kamlet: „Ich bin bei Ankunft der Arrestanten nicht anwesend gewesen, es ist aber Usus, daß der Arrestanten das Geld abgenommen wird und da ein Dienstmann das Fuhrwerk beaufsichtigt, wird man diesen von dem Gelde bezahlt haben. Mir gelang es später den Angeklagten zu befragen, so daß ihm die Fesseln abgenommen werden konnten. Sobald jedoch derselbe die beiden Schulleute Kind und Barsch wieder sah, wurde er wieder erregt!“ — Vertb.: „Mir ist es unerklärlich, weshalb man eines kleinen Vergehens halber den Mann so lange auf der Wache behalten konnte und ihn dann noch mit dem grünen Wagen wegschickte.“ — Es wird nun noch der Bruder des Angeklagten, Paul G. vernommen. Derselbe behauptet, daß sein Bruder zuerst geschlagen worden sei, dann habe er freilich wieder geschlagen. Auch habe einer der Schulleute seinen Bruder in die Seite getreten mit den Worten: „Dich Lump wollen wir schon ruhig kriegen.“ Präsident: „Ist ihr Bruder öfters heftig, läßt er sich leicht aufregen?“ Zeuge: „Ja, wenn man ihn zu narren sucht, sonst nicht.“ Zeuge wird nicht verurteilt, da er etwas geisteschwach ist. — Der Verteidiger beantragt den Termin zu verlagern und zum nächsten Termin den Dr. Scheuer vorzuladen. Der Staatsanwalt widerspricht und der Gerichtshof lehnt den Antrag ab. — Der Staatsanwalt hält die Anklage in allen Punkten aufrecht; der Verteidiger ist der Ansicht, daß nur eine Verurteilung wegen Verleumdung erfolgen könne. In glänzender Weise weist er darauf hin, daß es hier hauptsächlich auf die Aussagen der Schulleute Kind und Barsch ankomme; der Angeklagte sei diesen beiden Schulleuten gegenüber doch nur eine schwache Person, (der Schuzmann Bericht ist ein sehr starker Mann), so daß die sogenannte Bändigung des Angeklagten für dieselben ein Leichtes hätte sein müssen; er sei der Ueberzeugung, daß die Verleumdungen des Angeklagten von Fußkräften herrührten, wie dieses auch das ärztliche Attest behaupte, und da die beiden genannten Zeugen nur zu der Zeit mit dem Angeklagten zu thun hatten, so dürfe man ihren Worten nicht voll und ganz Glauben schenken. Man habe den Angeklagten mit eisernen Ringen gefesselt, obwohl derselbe sich nur eines ganz unbedeutenden Vergehens schuldig gemacht habe und so viel sei gewiß, daß man auf den Polizeiwachen nicht gewohnt sei, mit Glacchandschuhen anzufassen. Wenn unter den Vinden ein Schuzmann einen Wagenführer aufschreibe, so sammle sich jedesmal Publikum an, dafür könne man doch den Angeklagten nicht verantwortlich machen und wenn später der Angeklagte auf der Wache zu dem Schuzmann gesagt habe, er verdiene nicht die Uniform zu tragen, so sei er selbst, falls die Angaben des Angeklagten richtig seien, — daß man ihm einen Trunk Wasser trotz nahezu achtfündigen Aufenthalts — verweigert habe, der Ansicht, daß dann der Angeklagte Recht gehabt habe. Wüßten dürfte man sich doch nicht über die Aufregung desselben in der Zelle, denn, wenn ihm die Antwort auf sein Ditteln zu Theil geworden sei. „Sie Hund sind nicht werth, daß Sie Wasser bekommen.“ so sei ihm doch nichts anderes übrig geblieben. In den letzten Jahren habe sich so manches auf den Polizeiwachen zugetragen, daß er nicht umhin könne darauf hinzuweisen und bitte er deshalb seinen Klienten nur wegen Verleumdung mit einer geringen Strafe zu belegen, im Uebrigen aber freizusprechen. — Nach einer Erwiderung des Staatsanwalts zieht sich der Gerichtshof zur Berathung zurück. Nach Wiedereintritt in den Gerichtssaal verläßt der Präsident das Urtheil, wonach der Angeklagte in allen Punkten für Schuldig erkannt und wegen des groben Unfugs mit 15 M. event. 3 Tage Haft, wegen der übrigen Vergehens mit 4 Wochen Gefängniß zu bestrafen ist.

Arbeiterbewegung, Vereine und Versammlungen.

Eine allgemeine Fabrikarbeiter-Versammlung, die durch Herrn Bernke einberufen war, tagte am Montag im Königsstädtischen Kasino. In das Bureau wurden auf Vorschlag des Herrn Bökel gewählt: Als erster Vorsitzender

Herr Bernke, zweiter Vorsitzender Herr Holz, Schriftführer Herr Jblom. Das Referat hatte Herr Julius Müller übernommen über: „Was bietet uns die freie Hilfskasse gegenüber der allgemeinen Fabrikarbeiter-Krankens- und Sterbekasse als Ortstatute.“ Referat führte an, daß vor allen Dingen ärztliche Verbände für freie eingeschriebene Hilfskassen gegründet werden müßten, um so den Genossenschaften etwas Gutes zu schaffen. Er unterzieht dann die Ortstatute einer näheren Kritik und meint, daß das Statut der Ortstatute gar nicht von der Behörde genehmigt werden kann, da durch das Programm dieser Ortstatute alle anderen Kassen illusorisch gemacht würden, da fast sämtliche Korporationen in dieser Ortstatute vertreten sind. Er forderte dann die Gegner auf, sie sollten sich recht zahlreich an der Diskussion beteiligen, besonders die Vorstandsmitglieder der allgemeinen Fabrikarbeiter-Krankens- und Sterbekasse, sie sind gerade diejenigen, welche sich am meisten sträubten für freie Hilfskassen einzutreten, besonders da dieselben auf die Bedingung hin gewählt worden sind, nur für freie eingeschriebene Hilfskassen einzutreten. Die Unterstützung bei der freien eingeschriebenen Hilfskasse dauert 52 Wochen, während bei den Ortstatuten nur 26 Wochen Hilfe geleistet wird, die letztere behauptet, bei einer Karenzzeit von 52 Wochen müßte sie zu Grunde gehen, die Ortstatute leistet eine wöchentliche Unterstützung von nur M. 7.20, pro Tag also M. 1.20, während die Woche doch sieben Tage hat und der Arbeiter am siebenten Tage natürlich ebenfalls leben will. Die freie Hilfskasse dahingegen hat mehrere Klassen und zwar bei einem Beitrag von wöchentlich 15 Pf. 6 M., 20 Pf. 8 M., 30 Pf. 12 M., 35 Pf. 14 M. und 40 Pf. 16 M. Sterbegelder werden ebenfalls so gezahlt als bei wöchentlichem Beitrag von 15 Pf. 40 M., 20 Pf. 50 M., 30 Pf. 70 M., 35 Pf. 80 M., 40 Pf. 90 M. Hierauf entspann sich eine lebhafteste Diskussion, an welcher besonders theilnahmen die Herren Fischer, Bökel und Spiller, welche mit dem Referenten vollständig einverstanden waren, während sich ein Herr gar nicht damit einverstanden erklären konnte, wie Herr Müller und die andere Redner immer gegen den Vorstand sprechen könnten. Diesem Herrn leuchtete man jedoch gehörig heim. Hierauf ging die Versammlung zum zweiten Punkt der Tagesordnung über, welcher lautete: „Das eigenmächtige Vorgehen des Vorstandes der Allgemeinen Fabrikarbeiter-Krankens- und Sterbekasse.“ Hier hatte Herr Bernke das Wort genommen, welcher alle die Unregelmäßigkeiten des Vorstandes rügte. Es ging hervor, daß nicht alle Vorstandsmitglieder ihre Pflichten voll und ganz erfüllt haben, und somit vorbildlich geworden sind. Kurz vor Schluß der Versammlung ging folgende Resolution ein: „Die heutige öffentliche Versammlung der Fabrikarbeiter erklärt, der zu gründenden Hilfskasse ihre volle Sympathie entgegen zu bringen, und der Majorität des Vorstandes der Ortstatute der Fabrikarbeiter für seine Statutenberathung ein Mißtrauensvotum auszusprechen.“ Diese Resolution wurde mit schwacher Majorität angenommen. Der größte Theil der Anwesenden enthielt sich der Abstimmung.

Der Unterstützungsverein der Buchbinder und verwandten Berufsgenossen hielt am Montag im Louisenstädtischen Koncerthaus seine regelmäßige Versammlung ab, der Vorsitzende dieses Vereins, Herr J. o. o. f., sprach über das Thema: „Die Organisation der Buchbinder Deutschlands und wie verhalten sich unter auswärtigen Kollegen zu derselben.“ Der Redner führte u. A. aus, daß schon im Jahre 1869 in Leipzig die Buchbinder befristet gewesen seien, eine Organisation zu schaffen, daß dieselbe jedoch eine allgemeine nicht geworden sei. Ein kräftiger Anstoß zu einer solchen sei im Jahre 1873 von Nürnberg aus erfolgt. Der dortige Kongreß beschloß die Gründung eines „deutschen Buchbinder-Verbandes“, mit dem Vorort Leipzig. 1878 wurde dieser Verband aufgelöst und die Bewegung ruhte dann. Nachdem die Sache später wieder in Angriff genommen worden, habe man nicht viel mehr als nur die Wanderunterstützungsfrage gelöst. Hierbei könne man jedoch unmöglich stehen bleiben, sondern wir müssen mit aller Energie unsere Lage zu verbessern suchen. Dies sei vorzugsweise dadurch zu erreichen, daß man in den Hauptorten unserer Industrie gleiche Löhne erstrebe. Es müsse dahin kommen, daß der hiesige Arbeitgeber nicht mehr sagen könne: „Wenn ich die Arbeit nicht zu dem und dem Preise hier haben kann, so schicke ich sie nach Leipzig!“ In der guten Zeit strömten alle arbeitslosen Buchbinder nach Leipzig und Berlin und wurden dadurch in diesen Städten die Löhne sehr heruntergedrückt. Was nun unsere Streikbewegung anbelangt, so werde es, falls die Fabrikanten nicht freiwillig höhere Löhne zahlen sollten, alsdann notwendig sein, daß die jüngeren, unbetheiligten Kollegen Berlin verlassen. Denn gerade diese jungen Arbeitskräfte würden, weil noch minder fähig, in ihrer Branche, leicht billigere Bedingungen acceptiren. Redner erinnerte an den jüngsten Streik der Maurer in Leipzig: dort habe man dieselbe Taktik angewandt. Würden etwa 200 bis 300 Buchbinder Berlin verlassen, dann wären die Fabrikanten gezwungen, in die geforderten Lohnerhöhungen zu willigen. Der Referent berichtete sodann, daß der Vorstand Unterhandlungen mit dem Eigentümer und Drucker der Leipziger Buchbinderzeitung abgebrochen habe, auch event. einen festbeschäftigten Redakteur nicht engagiren wolle, sondern eine Kommission zu ernennen sei. In der sich hieran anschließenden Diskussion sprach nur ein (jüngerer) Redner gegen die Zumuthung, daß die jüngeren Buchbinder Berlin

verlassen sollten, während alle übrigen Redner die Nothwendigkeit und Nützlichkeit dieser Maßregel für Herr K. u. g. behauptete, daß die jüngeren Kollegen, die nur 12, selten 15 Mark verdienen, dabei noch oft obdachlos seien, es auf der Landstraße besser hätten als in Berlin. Würden sie bei Verlassen Berlins soviel Reisegeld erhalten, in einer anderen Stadt sich Arbeit suchen zu können. Michelsen erklärte, daß es vielleicht zu einem Streik kommen werde, denn viele Prinzipale hätten bereits die Erhöhung der Löhne zugesichert. So seien durch seine Vermittlung in einer Streikdrucker, welche vier Buchbinder beschäftige, die Löhne derselben erhöht worden und in einer großen Buchbinderei würden die Löhne in nächster Zeit ebenfalls erhöht werden, was ein Werk der Lohnkommission sei. Er selbst ohne Bedenken Berlin verlassen, was auch wohl bald geschehen müsse, indem er hier keine Arbeit finde. müsse jetzt mit aller Energie die Lohnfrage in Angriff nehmen und werde die Lohnkommission schon in nächster Zeit eine Lage, betreffend eine Extraträger, machen. Nehmen wir uns Tschler als Muster, die bei ihrem letzten Streik so viel Opfer gebracht haben! Herr J. a. n. bemerkt, daß der Streik einer großen Buchbinderei erklärt habe, er könne des wegen einen geringeren Lohn als 18 M. nicht mehr zahlen. Schließlich erklärte Herr J. o. o. f., daß er bereits seitdem Kollegen einiger Großstädte, wie Leipzig, Hannover u. s. w. Versicherung erhalten habe, daß im Falle eines Streiks Berlin die Unterstützungsgelder reichlich fließen würden.

In der öffentlichen Versammlung der Schlichter u. Berufsgenossen, welche am Montag, Kottbuserstr. 4a, unter der Vorhänge des Herrn Neßband stattfand, trat für Herrn Ewald, der am Erscheinen verhindert war, Herr Gördt als Referent ein. Vor Eintritt in das Thema „Unsere Forderungen und die Resultate, die wir bis jetzt erreicht haben“, sprach Herr G. sein Bedauern aus, daß zur Konstituierung des Vereins so viele Abstimmungen nötig gewesen, da dies bei der nötigen Einigkeit unter den Kollegen noch nicht hätte bemerkt er weiter, daß sein Referat diesmal nur ein kurzes sein könne, da er sich bald ernennen müsse, um nach einer Versammlung den zugesagten Vortrag zu halten. Der Referent leitete dann die Rechtfertigung der Forderungen der Schlichter (Verlängerung der Arbeitszeit auf 10 Stunden und Minimum von 18 Mark wöchentlich) mit dem Hinweis auf die Thatsache ein, daß die Innungsmeister beim Magistrat die wöchentliche Angabe gemacht, daß die Gesellen bei zehnmaliger der Innungsmeister, daß auch sie die Forderungen der Schlichter nicht für ungerechtigt halten. Redner wies dann nach, daß es für die Gesellen eine stille Pflicht sei, Verklärung der Arbeitszeit und Aufbesserung der Löhne zu erstreben und die Meister heutzutage, wo sie bei dem herrschend gewordenen Großbetriebe auch nur Arbeitnehmer sind, guten Willens haben, im volkswirtschaftlichen Kampfe sich auf der Seite der Gesellen zu stellen. Der Redner sprach, welcher viele Meister noch abhalte, zu thun, entbehre in dem modernen Staate, in welchem die Gesellen als Staatsbürger den Meistern gleichgestellt sind, jeder tatsächlichen Grundlage. Redner schloß mit der Aufforderung an die Kollegen, in dem gerechten Kampfe, der den Sieg führen müsse, nicht müde zu werden. In der am Montag abend im Louisenstädtischen Koncerthaus abgehaltenen Versammlung der Lohnkommission, Herrn Köchmann, Konstatir, daß die Lohnbewegung seit ihrem Beginne (21. Juli) fortwährend gemacht sei und daß viele Meister sich schon mit derselben einverstanden erklärt haben. Andere Redner klagten darüber, daß sie von ihren Meistern wegen der Verleumdungen an der Lohnbewegung entlassen worden seien. Es wurde beschlossen, die Namen dieser Meister zu veröffentlichen.

Im Fachverein der Tischler findet am Mittwoch, 8 1/2 Uhr, im Restaurant Keller, Grüner Weg 29, eine Versammlung statt. Dasselbst wird Herr Dr. med. Heyden einen Vortrag halten über: „Das Verhalten bei Unglücksfällen und plötzlichen Erkrankungen.“ Ferner Fragelosen und Diskussions-Gäste willkommen. Aufnahme neuer Mitglieder findet statt.

Vermischtes.

Eine schauerliche Entdeckung. Aus London wird berichtet: Fast keine Woche vergeht, daß nicht bei einem Kolportage der Metropole von betrübten Eltern Anzeige von verschwinden ihrer Kinder, meistens von Mädchen gemacht wird. Zumeilen werden sie wiedergefunden, gar oft aber nicht. So oft diese unglücklichen Kinder erwartet, zeigt eine schauerliche Entdeckung, die im Garten eines Hauses in der Clarendon-Road in Waida-Bale gemacht wurde. In dieser entlassenen Strafe begab sich das Dienstmädchen Morgens zur Thür und erblickte im Garten ein großes Badet, von dem ein Eck unter dem Gesträuche herausragte. Als man es öffnete, fand sich darin die Leiche eines augenscheinlich 11 Jahre alten Mädchens in halb verwestem Zustande. Man brachte den Körper aufs nächste Polizeiamt und die ärztliche Untersuchung ergab, daß das Kind vermutlich erst geschändet und dann ermordet worden war.

Theater.
Mittwoch den 3. September.
Opernhaus: Mignon.
Schauspielhaus: Die Rächentante.
Deutsches Theater: Der Richter von Salamea.
Neues Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater: Eine Nacht in Venedig.
Wallner-Theater: Hotel Blancmignon.
Victoria-Theater: Maria Stuart.
Ostend-Theater: Diamanten.
Residenz-Theater: Ein Scandal.
Bellealliance-Theater: Böse Zungen.
Walhalla-Operetten-Theater: Nanon.
Königsstädtisches Theater: Benefiz für Herrn Ad. Krüger. Josef in Egypten, Oer in 3 Akten von Mehul.
Central-Theater: Jäger-Liedchen.

Arbeitsmarkt.
Stuhlrechterin verl. Büstrow, Wasserthorstr. 46, S. 3 T. [684]
Ein tüchtiger Wagenlackierer wird verlangt
Friedrichsberg, Blumenthalstr. 38. [691]

Arb.-Bez.-Verein f. d. Osten Berlins.
Mittwoch, den 3. September, Abends 8 1/2 Uhr, im Lokal „Königsbank“, Gr. Frankfurterstr. 117: Versammlung.
Tagesordnung:
1. Vortrag des Schriftstellers Herrn Schwenhagen über: „Rückblicke aus den 40 er Jahren“. 2. Verschiedenes. 3. Fragelosen.
Den Mitgliedern des Vereins zur Nachricht, daß Herr Stadt. Paul Singer zu dieser Versammlung eingeladen ist. Um recht zahlreich zu erscheinen wird gebeten. Gäste, durch Mitglieder eingeführt, sind willkommen.
Der Vorstand.
NB. Der Monatsbeitrag beträgt 20 Pf. und wird ein Einschreibegeld nicht erhoben.

Stiftungsfest
des Vereins zur Wahrung der Interessen der Klavierarbeiter [689]
findet Sonnabend, den 6. September, in Sanssouci, Kottbuserstraße 4a, statt.
Billets, für Herren 50 Pf., für Damen 25 Pf., sind zu haben: Both, Adalberstraße 6, Hof 3 Tr.; Arndt, Körnerstraße 15, 2 Tr.; Arnhold, Köpckestraße 181, 3 Tr.; Schiefelbein, Wilhelmstraße 53, Hof 2 Tr.; Stramm, Stalitzerstr. 18.

Möbel-, Spiegel- und Polsterwaaren-Magazin
eigener Fabrik von August Gerold
— Berlin SO., Stalitzerstraße 112, —
zwischen der Rantauel- und Mariannenstraße.
Empfehlte sein reichhaltiges Lager zu den solidesten Preisen bei prompter Bedienung.
Ein- und Verkauf von alten Möbeln, auch wird jede im Tischlerfach vorkommende Arbeit verfertigt und ganze Wirthschaften werden aufpolirt.
Abg. v. Kammg., Tibet, Fricot, Tuch u. Wolle läuft und holt ab J. Cuedeno, Wienerstr. Nr. 40. [291]

Drucksachen
— aller Art, —
namentlich
Circulare, Rechnungs- und Quittungsformulare, Adresskarten, Prospekte, Preis-Courante, Brochüren, Statuten und Quittungsbücher, Marken, sämtliche Formulare für Krankenkassen etc.
werden prompt und preiswerth angefertigt.
Buchdruckerei
MAX BADING
Beuthstrasse 2.
Die statistischen Wahltafeln sind soeben erschienen und in der Expedition des „Berliner Volksblatt“, Zimmerstr. 44, zu haben.
Die Nr. 8 der humoristischen Blätter „Der wahre Humorist“ ist erschienen und in der Exped. d. „Berl. Volksbl.“ zu haben.
Stern eine Berliner

Eugen Richter im Centralhotel.

R. C. Prinz Eugen, der edle „Richter“ gab vorgestern Abend sein erstes Debüt in dem Berliner Wahlkreise, in welchem man seinen Freund und Gefinnungsgenossen Ludwig Löwe als Reichstagskandidaten aufzustellen für gut befunden hat. Die „deutsch-freisinnige Partei“ verfolgt in Berlin schon lange eine wunderbare Taktik, der man eine gewisse Schaulust nicht absprechen kann, wer indess den Kummel kennt, fällt nicht so leicht darauf rein. „Kellame ist Alles“, das ist einer der Hauptgrundsätze der „Deutsch-freisinnigen“, und ein passendes Aushängeschild für ihre Unternehmungen verstehen sie immer in ganz vorzüglicher Weise zu wählen. Der „Berliner Arbeiter-Verein“ hatte diesmal seinen Namen dazu hergeben müssen, dem Sermone des Herrn Richter das nöthige Relief zu verleihen. Der „Berliner Arbeiter-Verein“ — wie verlockend er sich das nicht anhört, und noch dazu, wenn derselbe im Wintergarten des Central-hotels, vielleicht dem größten Saale Berggartens — sollte da ein Unerfahrener nicht glauben, daß das Gros der Berliner Arbeiter hinter dem geriebenen Chef der verkrachten Fortschrittspartei steht? Letzterer aber wissen Eingeweihte, daß sich die wirklichen Berliner Arbeiter dem „Berliner Arbeiter-Verein“ gegenüber durchaus skeptisch verhalten, denn dieser Verein — man munkelt davon, daß derselbe in seiner Muthzeit bis zu 17 Mitgliedern gezählt haben soll — hat mit der Berliner Arbeiterwelt gerade soviel Fühlung, wie Herr Richter mit seinem Antipoden Wagner, an welchem er vorgestern Abend natürlich kein gutes Haar zu lassen in seinem und im Interesse seiner Partei für durchaus nöthig hielt. Es wäre wirklich höchst interessant zu erfahren, ob Herr Richter in der That diejenigen Leute, die im Wintergarten mit so großer Aufmerksamkeit seinen Tiraden über die schönen Eigenschaften der „Deutsch-freisinnigen“ lauschten, selbst für „Arbeiter“ und „Handwerker“ hielt. Soviel wir davon verstehen, haben Arbeiter keine Schmeicheleien, tragen keine weißen Westen mit schweren Uhrketten, sondern das sind ganz besondere Kennzeichen der Bourgeoisie, zu deren Vertreter sich aufzuwerfen Herr Richter zu seinem Lebensberuf gemacht hat. Freilich bemerkte man auch unter den Zuhörern einzelne wirkliche Arbeiter, und wer dieselben bei den Ausführungen des Herrn Richter beobachtete, der sah auf ihren Gesichtern ein Lächeln, welches den Gedanken verkörperte, dem der Berliner mit den kurzen aber treffenden Worten Ausdruck verleiht: „Nun kann Keener!“ Wer nun nach den Vorbereitungen, welche die Herren „Freisinnigen“ für dieses Konventikel getroffen hatten, geglaubt hat, irgend etwas Neues zu hören, der hatte sich einem ganz besonderen Irrthum hingegeben, neu war für uns eigentlich nur die Loyalität, mit welcher man jedem Andersdenkenden den Zutritt zu der Versammlung zu versperren bestrebt war. Vom Eingang des Hotels bis zum Eingange des Wintergartens standen wohl dreißig in der Wolle gefärbte Fortschrittler zu zwei Gliedern und ihren schwarzen Hüten entgegen nur selten Jemand, dem man nicht auf hundert Schritt die Freisinnigkeit an der Nase anfand. Wenn es aber vergönnt war, in das Allerheiligste einzudringen, wo aus allen Ecken Berlins sich die „Freisinnigen“ um ihre Heerführer geschaart hatten, der konnte sich unmöglich eines gelinden Grusels erwehren, denn hier saßen sie zu Hunderten — die „Arbeiterfreundlichen Liberalen“, die aus ihrer Arbeiterfreundlichkeit ein Geschäft machen, wie aus allem Anderen, deren Grundfalsch nicht der ist, den sie immer mit so vieler Emphase proklamiren: „Gleiches Recht für Alle“ (Sozialistengesetz) — sondern der: „Selber essen macht fett.“ Und das war denn auch der Grundgedanke, der sich wie ein rother Faden durch Richters Rede hinzog, eine Verhimmelung der manchesterlichen Ideen, und der Fortschrittssnob subelte Bravo bei jeder Kraststelle. Sie müssen doch kein ganz reines Gewissen haben, die Herren „Freisinnigen“, denn der Vorrede des „Berliner Arbeitervereins“ hielt es gleich beim Beginn der Versammlung für angezeigt, den versammelten Schaaaren zu verkünden, daß ihm im Laufe des Tages Nachrichten zugegangen seien, daß man die Absicht habe, diese Versammlung zu stören.

Und ein mühsiges Rummeln ging bei diesen Worten durch die Reihen, war man doch zu mehreren Tausenden aus Berlin versammelt, man hätte dem Einzelnen, der es gewagt hätte, Opposition zu machen, recht deutlich das Uebergewicht der

„Deutsch-freisinnigen“ fühlbar machen können. Wer hätte außerdem wohl ein Interesse daran gehabt, Herrn Richter in den Ausführungen, die so bekannt sind, daß jedes Kind darüber lacht, zu stören? Sagte er etwas Neues? Wir haben uns die äußerste Mühe gegeben, nur die Spur eines originellen Gedankens in seiner fast zweistündigen Rede — unter dem thut es Herr Richter bekanntlich nie — zu entdecken — es gelang uns nicht. Nur die alten, breitgetretenen Phrasen, nur die allberbrachten Beschönigungen eines rücksichts- und herzlosen Ausbeutungssystems ertönten von seinen Honigtippen, es fehlte nur, daß jemand die Melodie des ziemlich verbreiteten Liedes: „Schier dreißig Jahre bist Du alt“, dazu gepfeifen hätte, dann hätten die „Deutsch-freisinnigen“ eine musikalische Soirée gehabt, die gewiß nach ihrem Geschmack gewesen wäre. Nur eins ist zu erwähnen, Herr Richter fühlte sich gedrungen, für seinen Freund und Gefinnungsgenossen Ludwig Löwe, dem Autor des berüchtigten Wortes „vom lebenden Material“ eine Range zu brechen. Dieser menschenfreundliche, edelherzige Ausspruch ist nur gethan, wie Herr Richter mit vielem Feuer versicherte, um die Interessen der Arbeiter, für welche Herr Ludwig Löwe bekanntlich schwärmt, in ein helleres Licht zu setzen, es war nur ein Wort, welches in überströmendem Eifer dem edlen Volksbeglucker entschlüpfte! „Man merkt die Absicht, und man wird verstimmt“, — derartige Sophistereien ziehen vielleicht bei den elf Mitgliedern des „Berliner Arbeiter-Vereins“, die Berliner Arbeiter jedoch verhalten sich dem gegenüber „kühl bis an's Herz hinan“, eine derartige Spiegelfechterei beantworteten sie mit eisiger Zugelknöpftheit; das Märchen von der „liberalen Arbeiterfreundlichkeit“ hat seinen poetischen Zauber verloren, seitdem der Arbeiter mehr wie einmal die eiserne Klaue gefühlt hat, die in den seidenen Handschuhen der „Deutsch-freisinnigen“ steckt. Mag Herr Richter immerfort vor denselben Zuhörern hier in Berlin sprechen, diejenigen Gesellschaftsklassen, auf die er es hauptsächlich abgesehen hat, sie folgen seinem verbläffenden Stern nicht mehr, die Berliner Arbeiterpartei hat ganz andere Ideen zu vertreten, als sich mit Herrn Richter in den Dienst des Großkapitals und der Großindustrie zu stellen, und die Berliner Arbeiterpartei wird auch diejenigen Männer finden, welche ein warmes Herz, ein gerades Wort für ihre Interessen haben, — zu denen zählt aber weder Herr Richter noch sein Gumpen Ludwig Löwe, und wenn das Urrath, welches die „Deutsch-freisinnigen“ vorgestern Abend ihren Führern brachten, noch viel lauter gewesen wäre — und beweist es nur, daß immer noch der alte Spruch auf die „Deutsch-freisinnigen“ paßt: „Wiel Geschrei und wenig Wolle.“

Lokales.

Der Stadtverordneten-Versammlung, welche am nächsten Donnerstag ihre erste Sitzung nach den Ferien abhalten wird, ist seitens des Magistrats bereits einiges Verhandlungsmaterial zur Beschlußfassung zugegangen, so u. A. das Projekt und der specialisirte Kostenanschlag zum Neubau von sieben überwölbten Filtern für die städtischen Wasserwerke in Tegel, für welche die Versammlung bereits die Summe von 1 264 200 M. bewilligt hatte; sodann die Zeichnungen und Kostenanschläge für auf den Gasanstalten in der GutsMuthsstraße und in der Müllerstraße auszuführende Bauten. Weiter liegt vom Kunstgewerbe-Museum ein Bericht über die Verwendung der Erträge der Friedrich-Wilhelm-Stiftung pro 1883/84 vor. Danach besiffert sich der Geldbetrag der aus den Zinserträgen der gen. Stiftung im Rechnungsjahre 1883/84 für die Sammlung des Kunstgewerbe-Museums erworbenen Gegenstände auf 14 376 M.

In betheiligten Kreisen ist vielfach die Meinung verbreitet, daß die Schülerstellen in der Michaeli v. J. in der Nähe des Halle'schen Theaters zu erscheinenden städtischen höheren Bürgerschule schon besetzt seien. Erisige Blätter können dagegen mittheilen, daß in den drei zunächst einzurichtenden Klassen (für Kinder von 10 bis 13 Jahren) Plätze in größerer Anzahl noch offen sind. Der nächste Aufnahmetermin wird Dienstag, den 9. September, Nachmittags 5-7, Wasserthorstraße 31, abgehalten werden. Die höhere Bürgerschule will in einem sechsjährigen Kursus (bis zum 16. Lebensjahre) das Ziel der Berechtigung zum Einjährigendienste erreichen, Latein

er ruhig schlafen dürfte; sobald Vivian ihn daher in die Ecke des Wagens gebracht, der auf dem Hof wartete, versiel Mr. Griffiths in tiefen Schlummer.

Darauf fuhr der Wagen vorn vor. Miss Narrable sah ihn, bemerkte auch, daß der Kutscher ein weißes Halstuch trage, kam sogleich herunter und horchte an Amys Thür, um sich davon zu überzeugen, daß die junge Dame ihr nicht zuvorgekommen sei.

Der Hauswart öffnete bereitwilligst den Kutschenschlag. Im Schatten des inneren Wagens erblickte Miss Narrable die Gestalt eines Mannes, und überzeugt, daß alles in Ordnung sei, ließ sie ein. In dem nächsten Augenblick wurde sie längs der einjamen Harleystraße nordwärts entführt.

Eine halbe Stunde später verließen zwei andere Wagen das Gasthaus, aber in der entgegengesetzten Richtung. In einem derselben saß Lucy und Mr. Rhodes, in dem andern Amy und Jellison. Es war beinahe Mitternacht, als sie bei den Browns in Mansfield angelangt waren; diese waren aber noch alle auf und warteten auf sie. Die beiden flüchtigen Paare wurden herzlich begrüßt und äußerst gastfreundlich aufgenommen.

Miss Narrable war weniger glücklich. Sobald der Wagen, in dem sie saß, die erleuchtete Stadt hinter sich hatte, schlug sie ihren Schleier zurück und blickte mit vernichtendem Hohn auf die dunkle Gestalt, die ihr gegenüber Platz genommen. Da sie keine Antwort erhielt, so wagte sie erst leise, dann heftig zu husten. Die Gestalt achtete darauf nicht.

„Dies ist äußerst seltsam“, dachte sie dann bei sich. „Ich muß kräftigere Mittel anwenden. Sie stieß Mr. Griffiths mit der Spitze ihres Regenschirmes in die Seite. Der Billardkellner stöhnte im Schlaf. „Mr. Jellison!“ rief sie in tiefstem und drohendstem Ton. Sie hatte darauf gerechnet, daß dieser Ausruf eine augenblickliche und überraschende Wirkung auf ihren Gefährten ausüben würde und war sehr enttäuscht, als er bloß abermal stöhnte.

„Himmel!“ sagte sie, „er ist krank.“ Er würde sich so nicht benehmen, wenn er nicht krank wäre. Der Schreck hat ihn übermannt. Wie leid mir das thut! Die Männer sind so schwache Geschöpfe. Ich muß den Wagen anhalten lassen.“ Damit ließ sie das Fenster herunter, steckte den Kopf heraus und rief dem Kutscher zu, er solle anhalten. Dieser aber war gleich dem Billardkellner reichlich beschenkt worden und war entschlossen, daß nichts ihn aufhalten sollte, bis er Harley erreichte. Er knallte deshalb mit der Peitsche, um Miss Narrables

wird nicht gelehrt; das Französische beginnt in der 4., das Englische in der 2. Klasse.

Erhöhung des Schulgeldes. Dem Magistrat ist amtlich mitgetheilt worden, daß bei allen königlichen höheren Schulen vom 1. Oktober ab das jährliche Schulgeld von 96 auf 100 M. erhöht werden wird. Der Magistrat hat in der Sitzung am Freitag auf diese Mittheilung einen Beschluß noch nicht gefaßt und wird die Frage erst bei Gelegenheit der Etatsberatung zur Erörterung kommen, nachdem eine kleine Kommission unter Vorsitz des Stadtraths Schreiner und unter Zuziehung der beiden Schulräthe, des Kammerers und des Deputierten für die höheren Schulen die erforderlichen Materialien gesammelt haben wird.

Ein kostspieliges Werk. Der Bauath Hobrecht hat auf Veranlassung des Magistrats und der Stadtverordneten-Versammlung ein Werk über die Kanalisation Berlins publizirt, das, wie die „National-Blg.“ meint, für die Kanalisation der großen Städte von der höchsten Bedeutung werden wird. Dasselbe wird schon in der nächsten Zeit den Mitgliedern der städtischen Behörden zugehen. Besonders werthvoll fällt neben dem Text der Atlas sein, dessen Herstellung eine lange Zeit, viele Mühe und große Sorgfalt erfordert hat. Der Ladenpreis des Werkes ist auf 150 M. festgesetzt worden.

Zeitungsverkauf und sein Ende. Am vergangenen Sonntag haben wiederum mehrere Händler mit Zeitungen das polizeiliche Verbot des Zeitungsverkaufs nach 9 Uhr Vormittags durch Abgabe von Zeitungen übertreten und sind dadurch strafällig geworden. Die Geldstrafen, welche die Behörde für derartige Uebertretungen in Anwendung gebracht hat, sind bis jetzt verhältnismäßig gering, obgleich sie für die mit nur geringem Verdienst arbeitenden Zeitungshändler immer noch hoch genug erscheinen. Beispielsweise wurde eine Zeitungshändlerin, Frau N. Unter den Linden, wegen des gedachten Vergehens mit einer Geldstrafe von 2 Mark belegt, die sich allerdings im Wiederholungsfalle bedeutend erhöhen würde. — Wie wir übrigens erfahren, sollen es weniger die Exekutivbeamten der Polizei sein, welche Denunziationen wegen des Verstoßes gegen das Verbot einreichen; dieselben sollen vielmehr in den meisten Fällen auf Veranlassung von Privatpersonen erfolgen, welche durch das Verbot des Zeitungsverkaufs an Sonn- und Festtagen nach 9 Uhr Vormittags geschädigt werden. — Der Inhaber des Zeitungsverkaufs in den Trinthallen, Dr. Freyburg, hat die Verkäuferinnen streng angewiesen, unter keinen Umständen Zeitungen während der ausgeschlossenen Zeit zu verkaufen und gleichzeitig erklärt, daß die Verkäuferinnen bei Uebertretungen die eventuellen Geldstrafen zu tragen haben. Um so bedauerlicher ist es, wenn Personen diese armen Mädchen zum Verkauf von Zeitungen während der verbotenen Zeit verleiten und sie hinterher denunziren.

Das 25-jährige Jubiläum feierte gestern der Braumeister der Pagenhofer Bierbrauerei Herr A. Enders. Derselbe war vor 25 Jahren als Brauer in genanntem Etablissement eingetreten und hat sich in diesem Zeitraum zu seiner jetzigen Stellung, welche zu gleicher Zeit mit der eines Inspektors verbunden ist, emporgearbeitet. Dem Jubilär, welcher sich der größten Beliebtheit erfreut, wurden sowohl von der Direktion, dem Beamten- und übrigen Personal, als auch von anderen ihm nahe stehenden Personen Geschenke und Gratulationen in Depeschen, Briefen u. zu Theil.

Die Stadtbahnstation „Zoologischer Garten“ ist seit gestern mit einem Bahnhofrestaurant versehen worden. Die Restauration ist einem früher im zoologischen Garten angelegten Kaffeehaus, Herrn Köhne, der schon seit Jahren die Vertretung eines Radesheimer Weinhauses hatte, übertragen worden. Das Bahnhofrestaurant besteht aus zwei geräumigen, komfortabel eingerichteten Sälen für Passagiere weiter und dritter Klasse. Vorläufig ist das Restaurant nur für den Stadtverkehr eröffnet, während es am 15. Oktober mit Einführung des Winterfahrplanes auch für den Fernverkehr eröffnet wird.

In Kallberge-Rüdersdorf soll demnächst auch eine Zementindustrie entstehen und liegt ein darauf bezüglicher Vertragsentwurf zwischen der königlichen Berginspektion und Hrn. Braumeister Gutmann bereits vor. Wenn es der Fabrik gelingen sollte, aus dem dortigen Material einen wirklich guten Zement herzustellen, so würde der Fortbestand des Rüdersdorfer Werkes in einem dem jetzigen annähernd gleichen Umfange noch auf eine sehr lange Zeit gesichert sein, während die Vorräthe

Stimme zu ersticken und fuhr den nächsten Berg mit einer Geschwindigkeit hinab, welche den Wagen zu zertrümmern drohte.

„Halt, halt, um Gotteswillen halt!“ rief die Dame; als sie aber fand, daß ihre Worte kein Gehör fanden, so zog sie den Kopf zurück und bemühte sich, den Aermsten vor ihr zu befehlen. Sie hielt ihm ihr Nieschläschen unter die Nase, sie rieb seine Hände, fächelte seine Stirn und ließ sein stehendes Haupt an ihrer Schulter ruhen. Sie konnte ihn aber nicht erwecken.

„Wenn er stirbt“, dachte sie, „ich wollte ihm einen Schreck einsagen, aber so weit wollte ich es nicht treiben. O, dies ist schrecklich!“ Noch einmal versuchte sie den Kutscher zu bewegen, daß er anhielte, aber vergebens. Der Anblick entfernter Lichter beruhigte sie endlich etwas. Der Wagen bog in einen langen Baumgang und fuhr eine gute Stunde, nachdem er Abermaw verlassen, vor dem Hause der Joneses bei Harley vor.

Erleichtert öffnete Miss Narrable den Schlag und stieg aus, um sich von einem halben Duzend Personen umgeben zu finden, die auf der zum Hause führenden Treppe versammelt waren.

„Schnell!“ rief sie, „fragen Sie nicht lange; er ist krank, er liegt im Sterben. Bringen Sie ihn heraus!“

Die Joneses, welche auf die Ankunft einer Jungfrau in mittleren Jahren nicht vorbereitet waren und Mr. Jellison und Miss Allerton erwarteten, waren nicht wenig erstaunt.

„Wer ist drin?“ fragte Mr. Tom Jones, der Sohn und Erbe der Familie.

„O, Mr. Jelli on! Schnell, schnell! um Himmels willen schnell!“

„Unmöglich!“ rief Tom und stürzte zu dem Wagen, um seinem Freund beizuspringen. Im nächsten Augenblick brach er in lautes Gelächter aus. „Es ist ja gar nicht Jellison!“ sagte er. „Es ist Griffiths, der Billardkellner aus dem Corso-Bedel und zwar ist er hoffnungslos betrunken. Ein netter Reisegefährte das!“

Miss Narrable ist, wie wir schon sagten, eine Dame ohne Schwächen. Als sie aber diese Ankündigung vernahm, fiel sie in Ohnmacht. Als sie sich nach der rücksichtsvollsten Behandlung von Seiten des weiblichen Theils der Familie Jones wieder erholt hatte, warf sie diesen achtbaren Leuten unwillig vor, absichtlich ihr einen Streich gespielt zu haben, und wollte sofort nach Abermaw zurückkehren. Der Wagen aber und Griffiths waren fort. Der ältere Mr. Jones erbot sich, das Fräulein in

Miss Narrables Entführung.

(Aus „Chambers' Journal“.)

(Schluß.)

Miss Narrable las den Brief, legte ihn wieder zusammen und sorgte dafür, daß er in Amys Hände gelangte. Dann wartete sie, in dem Bewußtsein, daß sie eine gute That vollbringe, auf Amys Antwort, die ihr von der verrätherischen Magd gebracht werden sollte. Sie kam denn auch, und war sehr kurz. „Treuer Sir! Ich werde bereit sein und nach dem weißen Halstuch ausschauen. Deine Dich liebende Amy.“ Die gute alte Jungfrau war vollkommen ruhig und gefaßt. Um ein Uhr frühstückte sie tüchtig; um halb drei führte sie ihre Kisten zu einem Spaziergang aus und sprach mit ihrer gewöhnlichen Leutseligkeit über Frauenemancipation; um halb sieben erschien sie an der Wirthstafel, klagte wie immer über die zu stark gepfefferte Suppe, den zu kalten Fisch und das nicht gar gebatene Hammelfleisch. Lucy dagegen und Amy konnten ihre Erregung kaum verbergen. Hundertmal sahen sie während der Mahlzeit nach der Uhr und tührten jedesmal auf, wenn sich Wagensgeräusch draußen hören ließ. Nach Tisch begab sich Miss Narrable auf ihr Zimmer, um ihre Vorbereitungen zu treffen.

„Wie beschämt der junge Jellison sein wird“, dachte sie bei sich, „wenn ich mich entdecke und ihn mit Vorwürfen überhäufe. Die Männer sind nur schwache Geschöpfe. Vielleicht wird er in Ohnmacht fallen. Ich will doch mein Nieschläschen mitnehmen. Dann zog sie einen Amy gehörenden Regenschirm an, verbarg ihr Gesicht hinter einem dichten Schleier und setzte sich ans Fenster, das unmittelbar über der Eingangstür des Gasthauses angebracht war.

Inzwischen war Edward Griffiths, dem Billardkellner, gar nicht geueuer zu Rube. Er kannte Miss Narrable von Ansehen und sah mit Schrecken dem Augenblick entgegen, wo er mit ihr allein sein würde. Er hatte aber Vivian Jellisons Fünfshundnote in der Tasche und war entschlossen, die Sache nicht aufzugeben. Um aber seinen natürlichen Muth zu stärken, begann er um sechs Uhr verschiedene starke Gaben von Whisky und Wasser hinunter zu schlucken. Nochte nun der Whisky zu stark, oder der wässrige Zusatz zu schwach sein, genug, um zehn Minuten vor neun, als Vivian Jellison kam, um seinem Stellvertreter noch einige Verhaltungsmahregeln anzuempfehlen, fand er Edward Griffiths entschieden trunken. Glücklicherweise war er aber in seinem Zustande weder zänkisch noch laut. Sein Hauptverlangen schien darin zu bestehen, daß

an reinen Kalksteinen, auf deren Gewinnung der jegige Betrieb gerichtet ist, in sehr wohl absehbarer Zeit zu Ende gehen werden.

Ergriffener Fälscher. Der Kommissar D., welcher seit 7 Jahren in dem Dolgeschloß von Sch. in der Wangelstraße thätig gewesen war, aber seit dem 14. Juli c. aus diesem Geschäfte entlassen ist, wurde gestern wegen schwerer Urkundenfälschung zur Haft gebracht. D. kannte in Folge der langjährigen Beschäftigung bei Sch. die ausstehenden Forderungen seines früheren Prinzipals und er begab sich vor einigen Tagen mit einer fälschlich mit dem Namen des Sch. unterzeichneten Quittung zu der mit Sch. in Verbindung stehenden Firma K., bei der er darauf 414 M. erhob. Die Fälschung wurde noch rechtzeitig entdeckt und D. wurde gestern Abend mit dem größten Theil des durch die Fälschung erlangten Geldes von einem Kriminalbeamten ergriffen und zur Haft gebracht.

Einen recht ungelegenen Zeitpunkt hat sich ein Berliner Kind zu seiner Geburt ausserkoren. Die in Berlin Meyerstraße 31 wohnhafte verehelichte Schlächtergeseh Duschek hatte den Potsdamer Jahrmarkt als Handelsfrau besucht, als dieselbe mit einem Male mitten im flottesten Geschäft inne wurde, daß sie Mutter werden würde. Es stellt sich so heftige Schmerzen ein, daß der städtische Krankenwagen polizeilich requirirt werden mußte. Bald darauf genas Frau Duschek im städtischen Krankenhause eines munteren Töchterleins. Der Mann wurde sofort telegraphisch in Kenntnis gesetzt und traf bestig erschröden in der Nachbar-Residenz ein, während seiner Frau wäre ein schweres Unheil begegnet. Die Sorgenfalten auf der Stirn wurden jedoch, wie die „Potsdamer Zeitung“ erzählt, alsbald geglättet, als er den glücklichen Ausgang der Geburt erfuhr und seine Neugeborene in die Arme schloß.

Ueber den unter seltsamen Umständen erfolgten Tod einer jungen Frau, deren Mann Inhaber eines renomirten Konfektionsgeschäftes en gros in dieser Stadt ist, wird uns von einem Berichterstatter Folgendes mitgeteilt: Die junge Frau erlag vor einigen Wochen, wie es in der Todesanzeige hieß, plötzlich einem Herzschlage; es war aber ein öffentliches Geheimnis, daß die junge Frau, die eben erst durch die Geburt eines Kindes erfreut worden war und mit ihrem Manne in glücklichster Ehe lebte, Gift genommen hatte und auch ihr Kind hatte vergiften wollen. Troy der Allen bekannten Neurotiker der bellagenswerthen Frau war es doch Bedem, der ihr näher stand, ein Räthsel, was sie, die mit allen denkbaren Gütern Besegnete — sie stammte aus sehr reichem Hause und hatte eine Mitgift von einer halben Million erhalten — in den Tod getrieben hatte. Man munkelte von Untreue des Gatten, Andere sprachen von einer kleinen Episode aus dem Mädchenleben der Verstorbenen, die zu den Ohren des Gatten gedrungen wäre und diesen sehr aufgebracht hätte. Wie sich jetzt dem „Berl. B.“ zufolge herausstellt, hat die Geschichte einen ganz anderen Hintergrund, und sie wird aller Wahrscheinlichkeit nach noch ein ernstes Nachspiel vor dem Kriminalgericht haben. Man hat nämlich Briefe an die Adresse der jungen Frau gefunden, die alle möglichen Drohungen enthielten, auch Verleumdungen gegen ihren Mann; unter Anderem war auch mit der Enthüllung eines durchaus harmlosen Mädchenromans der jungen Frau gedroht. Die, wie bemerkt, äußerst nervöse Frau soll sich diese Drohungen, besonders da ihr Mann sich auf einer längeren Geschäftsreise befand, so zu Herzen genommen haben, daß sie den Tod suchte und fand. Die Briefe sind natürlich anonym gehalten, aber hoffentlich gelingt es der Kriminalpolizei, die elenden Gesellen, welche ein junges glückliches Familienleben vernichtet, zu ermitteln, und der verdienten Strafe zuzuführen.

Gerichts-Zeitung.

München, 30. August. Für das nöthige Material an Verhörsbüchern für die nächste Schwurgerichtssession ist jetzt bereits wenigstens einigermaßen gesorgt. Wegen Berufsbeleidigung der Münchener Polizei, begangen durch eine Broschüre, ist Herr Redakteur Dr. Schönlanke vor das nächste Schwurgericht verwiesen. Die heute erfolgte Konstatation eines der fünf (!) gegenwärtig hier erscheinenden „Baterländer“ auf Grund des „groben Ungehorsams“, gegen welchen durch eine höchst abscheuliche „Räthselhafte Inschrift“ verstoßen sein soll, dürfte ebenfalls zu einer gerichtlichen Verhandlung führen und im Uebrigen ist ja bis zur Eröffnung der Schwurgerichtssession noch hinreichend Zeit. An Material hat's bei uns in dieser Beziehung noch nie gefehlt. — Das Landgericht Augsburg hat den katholischen Pfarrer Schmid von Scheppach wegen Betruges in eine Gefängnisstrafe von drei Monaten verurtheilt.

Münster i. Westf., 30. August. „Ein ganzes Jahr unschuldig im Gefängnis zugebracht“ hat der Bergarbeiter David Hugo aus Bruch bei Reddinghausen. Am 2. Juli 1883 wurde derselbe wegen Theilnahme an einer Schlägerei, bei der ein Mensch zu Tode gekommen war, und wegen fahrlässiger Tödtung zu 2½ Jahren Gefängnis verurtheilt. Zu Oetern 1883 war in Bruch zwischen zwei sich feindlich gesonnenen

seinem Wagen nach dem Corv-Edel-Hotel zurückzufahren, und so war sie um zwölf Uhr wieder auf ihrem Zimmer. Dort erfuhr sie, daß Amy und Lucy sie verlassen. Sie schwur, ihre Nichten sollten sie nie wieder sehen, telegraphirte an dem folgenden Morgen an Mr. Yorkspur und Mr. Allerton und verwünschte Sie Thomas Jellison als den niedrigsten, herzlosesten Mann.

Drei Wochen danach hatte sich ihr Born abgestumpft. Lucy und Amy waren verheiratet. Was sie gethan, war thöricht, doch vielleicht nicht ganz unentschuldig. So denkend entschloß sich Miss Marable in der Güte ihres Herzens, ihnen nach und nach die frühere Gunst wieder zu schenken. Nie aber hat sie es Lucy ganz vergessen können, daß sie den Billardstehler anstatt Vivian Jellisons eingeschwärzt.

„Meine Beste,“ sagt sie, „so oft sie die Geschichte ihrer Fahrt nach Paris erzählt, der elende Mensch war mit Whisky vollständig getränkt, und ich weiß wirklich nicht, was er gethan hätte, wäre nicht mein Auge beständig auf ihn gerichtet gewesen. Aber unter meinem Blick brach er zusammen, ja brach er zusammen. Nie sah ich eine wilde Bestie so vollkommen gezähmt.“

Und bis auf diesen Tag glaubt Miss Marable, daß ohne ihr Auge der Billardstehler — schrecklicher Gedanke — mit ihr gleichfalls hätte durchgehen können.

Aus dem Salon Cassalles.

In der „Potsdamer Zeitung“ veröffentlicht Theodor Fontane eine Reihe von interessanten Artikeln über Christian Friedrich Scherenberg und das literarische Berlin von 1840 bis 1860, aus denen wir Folgendes entnehmen:

Nicht nur der preussische Hof, mit dem Könige selbst an der Spitze, waren unserem Dichter buhldoll zugehan, auch andere deutsche Fürstlichkeiten zeigten sich ihm geneigt, vor allem König Ludwig von Bayern, der um eben diese Zeit oder doch nicht viel später, folgende charakteristische Zeilen an ihn richtete: „Herr Scherenberg! In dem Verfasser der Schlachten von Waterloo und Austerlitz habe ich einen rühmlich ausgezeichneten Dichter kennen gelernt. Wir sind in diese Schlacht verlegt, wir sehen, wir hören sie, wir kämpfen sie mit. Und doch nicht beschreibend nur, nein, dichterisch sind sie aufgeföhrt! Nächstens werde ich Reuten lesen, welcher Schlacht Deutsche gegen Deutsche strekten. Möchte dieses sich nie mehr ereignen! Seine Anerkennung wiederholt Ihr Sie zu schätzen wissender Ludwig.“

Familien ein Streit entstanden, in dessen Verlaufe der Bergmann Knoblauch einen Steinwurf empfing, der binnen wenigen Stunden den Tod des Betroffenen zur Folge hatte. Das Gerücht nahm damals an, David Hugo habe den verhängnisvollen Wurf gethan. Durch viele Bemühungen war es dem Verurtheilten gelungen, Wiederaufnahme des Verfahrens durchzusetzen. In der gestrigen Verhandlung, zu welcher 31 Zeugen geladen waren, gelangte der Gerichtshof zur Ueberzeugung, daß David Hugo den Wurf nicht gethan habe, vielmehr gewann es den Anschein, daß der Bruder des Angeklagten, Johann, der Werfer gewesen ist. Derselbe verweigerte seine Aussage; mehrere Zeugen behaupteten, daß Johann Hugo nach der Verlegung des Knoblauch gesagt: „Wenn der Kerl stirbt, geht es mir schlecht.“ David Hugo wurde von der Anklage der fahrlässigen Tödtung freigesprochen und nur wegen Theilnahme an einer Schlägerei zu zwei Monaten Gefängnis verurtheilt.

Vermischtes.

Eine Sturmprophetie. Der größte Sturm des 19. Jahrhunderts, der sogenannte Sareeb Gale, wird sich am 19. September 1887 einstellen nach der Berechnung des Astronomen des kanadischen Finanzministeriums, Professor E. Stone Wiggins, welcher die Stürme vom 9. März 1883 und vom 26. Januar 1884, welche auch wir hier empfunden haben, genau vorhergesagt hat. Der Sareeb Gale hat zuletzt am 7. Oktober 1869 gewüthet und sämtliche Wälder Neu-Englands beinahe vernichtet, für die Holzindustrie nämlich unbrauchbar gemacht. Wiggins hat nun ausgerechnet, daß sich dieser heftigste aller Weltstürme in 5461 Tagen wiederholt, welche am 19. September 1887 ablaufen. Seine größte Kraft wird der Sturm nach Prof. Wiggins Angabe am Nachmittag des 20. September entfalten und soll von heftigen Erdbeben begleitet sein, die um die Mitte Oktober in Kalifornien und dem westlichen Europa eintreten. Zwischen dieser Zeitperiode und der gegenwärtigen sollen die heftigsten Stürme stattfinden: 1884 am 20.—23. September und 20.—22. Oktober, 1885 am 18.—20. März, 1886 am 29. und 30. September und 1887 am 26.—29. März. Von diesen letzteren ist der heftigste der vom September 1886.]

Das Bederbett. In Kassel ist gegenwärtig eine interessante Lebenswirdigkeit am Wall ausgeföhrt, das elektrische Bederbett, welches je nach dem die Uhr gestellt wird, zu jeder beliebigen Zeit den Schläfer weckt und diesen, falls er nicht von selbst aufsteht, schließlich in drastischer Weise dazu zwingt. Der Verlauf des Wetens ist nach der „R. Zig.“ folgender: Zunächst ertönen zwei Glocken einige Zeit, während ein in der Nähe des Bettes stehendes Licht sich entzündet. Bald darauf wird dem zaudernden Schläfer durch unsichtbare Kraft urplötzlich die Schlafmütze vom Kopfe gezogen; zu gleicher Zeit wird durch Elektrizität eine unter einer Kaffeemaschine stehende Spirituslampe angezündet. Die Töne einer Spielode sind eine weitere Mahnung zum Aufstehen. Da die Musik nichts hilft, ertönen nochmals die elektrischen Glocken. Als letzte Warnung steigt an der Seite des Bettes ein Bettel mit der schriftlichen Aufforderung: „Artaus!“ empor. Der Nichtbeachtung dieses Wortes folgt alsbald die Strafe: Der unverbesserliche Schläfer wird einfach aus dem Bette geworfen. Die Wachmannschaft der New-Yorker Feuerwehr schläft in ähnlichen Betten.

Abenteurer eines Walfisches. Als ein interessantes und beim Vetriebe der unterseeischen Kabel vielleicht einzig dastehendes Ereigniß entnehmen wir den „Times“ folgende, denselben von dem Vorsitzenden der westamerikanischen Telegraphengesellschaft zugegangene Mittheilung, welche erkennen läßt, wie verhängnisvoll ein Angriff auf ein unterseeisches Telegraphenkabel für einen Walfisch ausfallen kann. Das Kabel der genannten Gesellschaft war sieben Tage lang unterbrochen und wurde von dem für die Ausbesserung bestimmten Dampfer wieder hergestellt. Der von dem Kapitän dieses Schiffes der Gesellschaft erstattete Bericht über die Ursache der Störung lautet im Auszuge folgendermaßen: „Als wir das Kabel in einer Länge von 21 Knoten aufgeföhrt hatten und mit dem weiteren Aufsteigen derselben noch beschäftigt waren, kam ein ungeheurer Walfisch, welcher sich in das Kabel verstrickt hatte, an den Bug des Schiffes herauf. Er schien ungefähr 70 Fuß lang zu sein. In seinem Kampfe, sich zu befreien, schnitt das Kabel sich tief in seine Seite, so daß die Eingeweide und große Blutströme hervorquollen. Im letzten Todeskampfe zerchnitt er das Kabel an den Ranten des Bugs und trieb dann nach der Windseite fort. Das Kabel war in Form eines Drahtseils ungefähr zwei Klafter weit aufgeföhrt und an sechs verschiedenen Stellen schloß es so tief durchgebissen zu sein, daß der Verkehr gehemmt werden mußte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Walfisch die Störung verursacht hat.“ Derselbe Bericht fügt der in Amerika stationirte Agent der Gesellschaft Folgendes hinzu: „Die Ursache der Störung war, wie in Kapitän Morton's Bericht schon zum Ausdruck gebracht worden ist, ein ungeheurer Walfisch, welcher

Dieses Handföhren mit der Adresse „Herrn Scherenberg, Dichter in Berlin“, hatte der kleinste Format ein riesengroßes Siegel, so daß es mehr einem alten Siegelabdruck, dem man rundum einen kleinen Bapiertrand gelassen, als einem Briefe glich.

Und siehe da, zu den Fürstlichkeiten der hier in Rede stehenden Epoche gehörte schließlich auch ein Anti-Fürst, der trotz dieses seines „Anti“ nicht bloß ein Potential, ein Macht-haber sein wollte, sondern auch thatsächlich einer war: Ferdinand Lassalle.

Ferdinand Lassalle war in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre nach Berlin gekommen und bezog eine Wohnung in der Potsdamer Straße Nr. 1, dem Hause Franz Dunders gegenüber, zu welchem er, als dem Verleger seines „Gesellschafts“, in freundschaftliche Beziehungen trat. Aber die Potsdamerstraße wurde bald ausgegeben, um in der benachbarten Bellevuestraße Nr. 13 eine Parterrewohnung zu beziehen, in deren geschmackvollen Räumen, einem Arbeitskabinett, einem Eßsaal, einem pompejanischen Zimmer und einem angebauten Glas- und Blumen-Pavillon, sich nunmehr ein halbes Jahrzehnt lang ein nicht unbedeutender Bruchtheil der damaligen Gesellschafts- und Geistes-Elite Berlins sammelte. Ob solche Versammlungen, in denen der Respekt vor dem „Gehrit“ alle Rang- und Standes-Unterschiede überbrückte, heute noch möglich wären, siehe dahin. Wie begreiflich, wechselte die Gesellschaft mehrfach in ihrer Zusammensetzung, ein verbliebender Stamm derselben aber waren die folgenden: Fürst Bialler-Russau, Geheimrath Professor Böckh, Professor Michelet, General v. Bülow, Baron Korff von der Garde-Dragoonen, Grafen Hayfeldt, Ludmilla Wising, Bibliothekar Dr. Priegel, Professor Dirmenzel (beide Schul- und Studienkameraden Lassalle's aus seiner Breslauer Zeit her), Oberbürgermeister Biegler, Hofrath Friedrich Köstler, Dr. Schönberg, ein junger Nationalökonom, Franz Dunder und Frau, Georg Bleibtreu und Frau, Ernst Dohm und Frau, Ludwig Biech und Reinhold Wegas. Aikalitäten und Rangstreitigkeiten erklärten, wie schon angedeutet, nicht und nur dem Fürsten Bialler, wenn er erlaubte, sel wie von selber das Wort zu, nicht weil er Fürst, sondern einfach weil er Bialler war und an Witz und eminenten Gabe der Unterhaltung auch die Besten übertrug.

Dies war der Kreis, in den sich unser Scherenberg eines Tages einschloß, vielleicht durch Georg Bleibtreu, noch wahrscheinlicher durch Franz Dunder. Die Beziehungen gestalteten sich sofort intim, was bei der erodernden Persönlichkeit des einen und der still gewinnenden des andern kaum überraschen konnte. Man sah sich oft, namentlich an den sog.

sich in die Schlingen des Kabels verwickelt hatte und sieben Tage lang gefangen gehalten wurde. Die Störung des Kabels war eine recht unglückliche, immerhin gereicht es aber zur Befriedigung, zu erfahren, daß das Kabel nicht nachgegeben hat, und an der Stelle, wo es aufgeföhrt wurde, sowohl die Umhüllung als auch die Seele in fast ebenso vollkommenem Zustande befunden wurden und ein ebenso gutes Aussehen bewahrt hatten, als an dem Tage der Verlegung des Kabels.“

Eine wunderbare Wette. Jemand, der längere Zeit auf einem Landgute, nicht weit von Kingston (Jamaica) zugebracht, erzählt im „S. C.“ das Folgende: Als ich einst an einem sehr heißen Tage auf dem Sopha ausgestreckt lag und die Zeitung las, hörte ich unter meinem Fenster Jemand mit lauter Stimme janken. Neugierig stand ich auf und sah nach draußen, wo ich einen Neger in lebhaftem Gespräch mit einem beladenen Esel stehen sah. „So, also Du willst nicht weiter? Hast Du wirklich hier Absicht, stehen zu bleiben? Nun, es ist gut, aber ich wette mit Dir um einen „Bit“, daß ich Dich weiter treibe! Nimmst Du das an? Nun gut, dann gib Acht!“ Nach diesen Worten packte der Neger das Thier am Schwanz und begann dieses mit aller Kraft herumzudrehen. Wirklich setzte sich der Esel dann auch bald in einen gelinden Trab. Ich war neugierig, was der Neger mit seiner Wette im Sinne hatte: „Bit“ ist nämlich ein auf Jamaika einheimisches kleines Geldstück. „Ihr habt Eure Wette gewonnen“, tief ich dem Manne zu, „aber wer bezahlt nun den Bit?“ „O, das thut der Esel! Mein Herr hat mir einen „Bit“ mitgegeben, um in Kingston Futter für den Esel zu kaufen, — nun bekommt er nichts und ich behalte das Geld.“

Der heilige Antonius Premier-Lieutenant. In der in Paulo (Brasilien) erscheinenden „Germania“ ist zu lesen: Der heilige Antonius ist im Jahre 1750 zum Premierlieutenant auf der Festung Duraco in Bahia ernannt worden, und heute noch erhält die betreffende Kommandade den Sold von 108 Reis pro Monat, der dem Herrn Lieutenant nach der damaligen Löhnungstabelle zusteht. Im Jahre 1819 requirirte die Patres, die die betreffende Brüderschaft leiteten, Majorat für den Heiligen (um das Majoratgehalt einzuziehen) und der damalige Gouverneur Luiz do Rozo informirte dieses Requirimento dahin, daß eine Patenthöhung unzulässig sei, inwiefern es sich um einen Offizier handle, der niemals sterbe und der mithin im Laufe der Zeiten jedenfalls zum Feldmarschall aufrücken müsse, was dann dem Staate gar viel Geld kosten würde. So blieb der heilige Antonius also einfacher Premier-Lieutenant, während der heilige Georg (in Rio) General-Lieutenant der brasilianischen Armee ist.

Kaibes Geständniß. Im Wintertur Landboten lesen wir folgendes gelungene Inserat: „Nachdem hiemit dem Tit. Publikum Wintertur die ergebene Anzeige, daß die Theatersaison ihrem Ende zugeht und erlaube mir zugleich aufmerksam zu machen, daß Niemand außer Fräulein Jenny das Recht hat, das übliche Theater-Journal abzugeben und dem Publikum unrechtmäßiger Weise Geld herauszuloden. Hochachtungsvoll ergebens D. Schurz, Theaterdirektor.“

Die allerneueste Erfindung des Phylaxer Leonis zu Washington ist die „Telegraphie ohne Draht“; derselbe stellt in sichere Aussicht als demnächst zu patentirende Erfindungen: Die Helio- und Photographie ohne Licht, die Lithographie ohne Stein, die Typographie ohne Holz, die Metallographie ohne Farbe und den Kupferstich ohne Platte. Andere amerikanische Gelehrte beschäftigen sich mit der Lösung der Probleme, wie eine Orthographie ohne Kenntniß der Sprache, eine Geographie ohne Länderkunde und wie die Biographie eines Menschen schon vor seiner Geburt herzustellen, kurz wie alle graphische Thätigkeit, Kunst u. s. w., ja sogar die Staatskunst ohne Statistik und ohne Material zu betreiben ist. In New-York ist — man halte die Nachricht nicht etwa für Humbug — das Lichtberg'sche „Reffer ohne Griff, an welchem die Klinge fehlt“ soeben erfunden worden.

Gemeinnütziges.

Das Kolloidum oder der Alkohöther (in jeder Droguerie oder Apotheke käuflich) ist, wenn auch kein neues, jedenfalls aber ein zweckmäßiges Heil- und Hausmittel, welches in jeder Familie bei seiner außerordentlichen Wohlfeilheit angeschafft werden sollte.

Dasselbe besteht aus in Aether aufgelöster Schiefbaumwolle und stellt sich als eine helle, klare Flüssigkeit dar. Es bildet, mit einem Pinsel öfter aufgetragen und sehr schnell verdunstend, einen luft- und wasserdichten Ueberzug und ist das vorzüglichste und ausgezeichnete Hausmittel bei allen einfachen Wunden, bei Hautverletzungen im Gesicht und an den Händen, bei Schauerwunden der Wäscherinnen, bei wundgegangenen Füßen, bei alten Krassen Geschwüren, die nicht heilen wollen, bei Rothlaufentzündungen, die noch nicht in Eiterung übergegangen sind, und bei Zahnschmerzen, die von hohlen Zähnen herrühren. Besonders verdient es bei Brandwunden, wo es fast augenblicklich den Schmerz stillt, und bei Frostbeulen, wo es im Anfange brennt aber schnell heilt, angewendet zu werden.

„Keinen Abenden“, deren einer sich zu einem ganz besonderen Triumphe für unsern Dichter gestaltete.

Lassalle lag krank an einer nicht ungefährlichen Knochenentzündung darnieder, zu deren Heilung in erster Reihe gehöret, daß er sich ruhig verhalten und wochenlang bei sehr hoher Temperatur auf einer Chaise longue liegen mußte. Die Langeweile verzehrte den leidenschaftlichen, an Thätigkeit und Anregung gewöhnten Mann und so schrieb er denn Brief über Brief, daß man ihn besuchen und unterhalten sollte. Ein solcher Brief traf denn auch bei Scherenberg ein, der inständig beschworen wurde, „doch ja zu kommen und etwas Neues mitzubringen“. Natürlich erfolgte Befehle, von Dierck und Jernem auch, und so verammelte man sich denn um 8 Uhr Abends in dem mit allerlei Bildern aus der französischen Revolutionszeit geschmückten „blauen Salon“, der hoch und geräumig, aber der Art halber, von sehr hoher Temperatur war. Lassalle lag hier auf seinem Ruhbett, von dem aus er mit gewohnter Meisterschaft den Witz machte. Der Boiesewitz stand da, die Dichter brannten und Scherenberg nahm Platz. Es war Cordes intime: Franz Dunder und Frau, Bleibtreu und Frau, Dr. Priegel, Friedrich Köstler, Ludmilla Wising.

Und nun las Scherenberg einzelne Stellen aus seinem „Franklin“ vor, grandiose Schilderungen von Eis und wieder Eis, mit einem glühenden Sternenhimmel darüber, und Allen war es, als ob es von Minute zu Minute frischer und kühler im Zimmer würde. „Köschlich“, tief Lassalle. „Mein Scherenberg, wie schön, wie herrlich. Selten Sie von Dergen das für bedankt! Und welche Freundlichkeit gegen mich, gerade dies Polar-Wort zu wählen. Bei Gott, ein besseres Eis ist mir nie präsent worden und keines hat mir je so geschmeckt. Nur weiter, weiter.“ Und ein neuer Gesang hob an und riß Alle wie Gäste zu neuem Entzücken hin. Denn Scherenberg hatte seinen guten Tag und las vorzüglich.

Ihr Verhältnis, um es zu wiederholen, war voll Entgegenkommen und Nachsicht und selbst auf unserer in Gesellschaften etwas nästernen Dichters Seite von so demotretender Herrlichkeit, daß mir Einer aus den Tagen jener Tostelrunde versicherte: „Scherenberg hat überhaupt nur einen Menschen aufrichtig und wirklich geliebt, und dieser Eine hieß Lassalle. Für diesen trug er etwas wie Leidenschaft in seinem Herzen, und als plötzlich und unerwartet die Nachricht von seinem Tode kam, war er wie außer sich und konnte sich Tage lang nicht beruhigen.“